

11 861

Pierre Loti

Galiläa

Schuster & Loeffler, Berlin

Galiläa.

Von demselben Autor erschienen im gleichen
Verlage:

Die Wüste.
Jerusalem.

M. 861

Pierre Loti.

Galiläa.

Autorisierte Übersetzung

aus dem Französischen von E. Philipparie.



Berlin

Schuster & Loeffler

1897.

*lib. jud.
Israel*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167079



11.861

NH-66951

N-2698139

Vorrede.

Noch war es Frühling, als ich das traurige Galiläa durchwanderte, und ich fand es still und stumm unter einem ungeheuren Bahrtuch von Blumen liegen. Der Aprilregen fiel hernieder und das ganze Land war eine grüne Einöde, eine Welt von feinen Gräsern, die beim Gesang zahlreicher Vögel neues Leben gewann. — Die großen Erinnerungen, die Trümmer, die Toten schienen hier unter der stillen Pflanzentwelt noch tiefer zu schlummern, und doch will ich versuchen, sie zu neuem Leben zu erwecken. — In der Nähe von Nazareth und des Sees Genezareth erschien mir zwei- bis dreimal, fast ungreifbar, auf dem unendlichen Teppich von rosafarbenem Flog und blassem,

gelbem Tausendschön umherirrend, das unausstilgbare Schattenbild Christi; — doch es entschwand unter meinen zu schwerfälligen Worten. —

Der intime Reiz des Landes, seine Farben, seine Töne und seine Wohlgerüche sind vielleicht alles, was ich im Vorübergehen aufzeichnen konnte; — das einzige übrigens, was mir meine Vorgänger in dem von unübertrefflichen Dichtern so oft besungenen Lande, übrig gelassen.

I.

Dienstag, 17. April 1894.

Des Morgens steigen wir bei heftigem Winde und eifigem Regen unweit vom Zepper Thore zu Pferde und verlassen Jerusalem unter sturmverkündigenden Wolken.

Wir befinden uns im Theil der europäischen Ansiedelungen, der Gasthöfe, der roten Ziegeldächer, und bald liegt die hl. Stadt wie irgend ein anderer alltäglicher Ort hinter uns und verschwindet in den Windungen einer öden Gegend ohne Häuser, ohne Bäume, in steinigen Landstrichen, die mit Gerstenfeldern abwechseln. Zwischen Jerusalem und Damascus, das wir auf dem Wege durch das alte Galiläa zu erreichen gedenken, ist noch keine Straße gebaut. Von Dorf zu Dorf führen hals=

brecherische Pfade, die den Pferden noch gefährlicher sind, als die angrenzenden Felder. Ganz plötzlich sind wir in trostlose, vom Wind durchfegte und von strömendem Regen durchnäßte Einöden versetzt. Am Abend werden uns als Unterschlupf an der ersten besten Stelle des düstern Landes unsere nassen Zelte dienen, welche die Maulesel mühselig und bei jedem Schritt ausgleitend hinter uns hertragen.

Gerste und Steine soweit das Auge reicht;
— nichts Anderes — nirgends ein Obdach.

Die Eindrücke der letzten Stunden in Jerusalem, die wehmütigen, wie die angenehmen, zerstreuen sich und verlöschen im weiten Raume, — in der Kälte, in der Nässe und unter den unaufhörlichen Windstößen. Wir sind nur noch Herumirrende im physischen Kampfe mit dem schlechten Wetter und mit unsern Pferden, die dem peitschenden Regen stets den Rücken zugehren möchten und nicht vorwärts zu bringen sind. — Eine unheilverkündende Abreise, die uns fast zur Umkehr bestimmen könnte!

* * *

Nach vier Stunden Marsch rasten wir in einem weltverlorenen Weiler, Bétin genannt. Es stürmt heftig. Ein gastfreundlicher Araber bietet uns sein Haus als Obdach an, — ein rauchgeschwärzter Steinwürfel, den er mit seinen Kindern bewohnt. Vor Kälte und Nässe zitternd trocken wir uns vor einem großen Reisigfeuer, das uns Thränen auspreßt, so sehr räuchert es uns ein. In der Steinwüste ringsum pfeift der Sturm mit Wut und der Regen fällt in Strömen hernieder. — Die Ackerleute der benachbarten Felder, aus Neugierde herbeigelockt, treten einer nach dem andern mit triefenden Mänteln ein und stellen sich rund um das Feuer. Bald steigt eine Dunstwolke aus aller Kleider hervor und vermischt sich mit dem heißenden Rauch. Es ist fast dunkel in dem fensterlosen Raum, der nur durch die Thüre Licht erhält.

Die uns umringenden, beturbanten Männer sind die heutigen Bauern Sudäas, die vor vielen Jahrhunderten, gleich den Beduinen, ihren Nomadenbrüdern ins Land fielen; — geheimnisvolle Eindringlinge, die, so will es scheinen, nur in diese Gegend kamen, um die

Drohungen der biblischen Propheten wahr zu machen, um das Land langsam zu entvölkern, langsam zu zerstören, um seltsame Erstarrung und ruinenhafte Unbeweglichkeit über alles zu verbreiten.

* * *

„Und hieß die Stätte Bethel, vorhin
„hieß sonst die Stadt Luz.“

(1. Buch Moses XXVIII, 19.)

Verhältnismäßig ließ es sich hier wohl sein vor den tanzenden Flammen, die uns erwärmten und in einen Halbschlaf versenkten. Allein es mußte wieder aufgebrochen werden, da wir nun doch einmal die Reise unternommen. Vor der Thüre erwarten uns unsere armen, nassen Pferde.

Wir steigen auf, und ehe wir weiter ziehen, werfen wir noch einen Blick auf die unförmlichen Ruinen, die mit Fels und Erde eins geworden schienen.

Bëtin oder Bethel war das Luz des ersten Buch Moses, dessen Namen Jakob nach dem Traume änderte, in welchem ihm, wie auch seinem

Vater Isaak die unergründliche Prophezeiung gemacht wurde: „Alle Nationen sollen durch dich und deine Nachkommen gesegnet werden.“ Später kam für Bethel eine Zeit der Größe; die Bundeslade wurde lange im Allerheiligsten aufbewahrt und später erbaute dort Jerobeam dem goldenen Kalb einen Tempel. Heute sind seine Trümmer kaum sichtbar und sein Name ist vergessen. In einer baumlosen, von Menschen verlassenen Gegend ist es nur noch eine Zufluchtsstätte für etwa fünfzig ackerbautreibende und wildaussehende Araber.

* * *

Noch drei Stunden lang wandern wir über Pfade, in welchen das Wasser manchmal bis zu den Knieen der Pferde reicht.

Die Gegend bleibt stets dieselbe: Gerstenfelder und Steine; — besonders Steine, die vom Regen gefährlich glatt sind; — weißliche Flächen, graue Flächen, darüber ein düsterer, leerer Horizont, an welchem schwarze Wolken hinziehen.

In der Dämmerung und bei dem herabströmenden Regen betrachtet sieht sich dies Alles noch trostloser an. Geschmolzener Schnee fällt unbarmherzig auf uns nieder und durchdringt unsere Kleider; wir frieren jämmerlich und sind bis ins Innerste erstarrt, als wir im Dorfe Senghel, wo wir übernachten sollen, anlangen: eine Gruppe von etwa zwölf mit kleinen Kuppeln bedeckten Steinwürfeln — einsame Häuschen, auf einer Anhöhe liegend, von welcher man in melancholische Fernen schaut.

Unsere nassen Zelte sind kaum zu gebrauchen, besonders bei dem heftigen Wind. Auf unser Ansuchen hin überläßt uns ein arabischer Patriarch für diese Nacht einen der Steinwürfel. Er besitzt deren vier, ganz gleichmäßig, alle in Thorbogen auf einen innern Hof mündend, auf den allabendlich die Schafe und Ziegen getrieben werden.

Für uns Nomaden ist dieser feste Mauerblock eine unverhoffte Zufluchtsstätte; die mit weißem Kalk verkleideten, dicken Mauern sind hie und da zu Nischen, die mit Margileh, Kannen und Amphoren bestellt sind, ausgehöhlt.

Nachdem unsere Zeltteppiche auf dem Boden ausgebreitet liegen und die Flammen eines großen Feuers lustig im Kamine tanzen, überkommt uns das Gefühl warmer Sicherheit mitten in der einsamen düstern Gegend. Im Schutze der starken Mauern hören wir während der ganzen Nacht den draußen lärmenden Wind und Hagel, sowie das Geschrei der kleinen arabischen Kinder in den nebenanliegenden Steinwürfeln.

II.

Mittwoch, 18. April.

Am nächsten Morgen ist es immer noch stürmisch und regnerisch und der Tag bricht grau und traurig an. Unsere gesattelten Pferde werden in den mit Schafen und Ziegen überfüllten Hof geführt; die unzähligen Kinder unseres gastfreundlichen Arabers drängen sich unter die Bogen und klettern auf eine Steinschicht von altertümlicher Form, um dem rieselnden Wasser zu entgehen, gleich jungen Katzen,

die ihre Pfoten nicht naß machen wollen. — Wir verlassen den Flecken Senghel unter kaltem Regen und bald befinden wir uns wieder im öden Felde.

Wasserpfüßen und glatte Steine. Ein endloser Marsch über Thal und Berg in einer baumlosen Gegend. Unterwegs begegnen wir etlichen Banden buntgekleideter Syrer und Syrerinnen mit schönen Zügen, die trotz Sturm und Regen wie wir dahinreiten und sich zu irgend einer Wallfahrt begeben.

Ich vergaß zu bemerken, daß unsere Karawane aus meinem Freund Leo und mir, aus einem arabischen Führer, der wie wir beritten ist, zwei syrischen Bedienten auf Maultieren, acht Mauleseln, die unsere Zelte tragen, und fünf Maultiertreibern besteht. —

Nach sieben Stunden Marsch erscheint endlich an der Biegung einer Schlucht Nablus, eine große türkische Stadt mit Minarets und Kuppeln, die, ganz weiß, am Fuße hoher, mit Olibenbäumen und Kakteen bewachsener Berge liegt; Nablus, das vielleicht recht hübsch ohne den unerbittlichen Regen und die trüben Wolken aussähe, war das alte Sichem des ersten Buches

Mosis, das bei allen blutigen Begebenheiten Israels eine Rolle spielte und etwa tausend Jahre vor Christi Geburt, nach der Trennung der zehn Stämme, für längere Zeit eine Rivalin Jerusalems wurde. Später die Flavia Neapolis des Vespasian und endlich, während der kurzen Dauer des fränkischen Reiches, ein stets bedrohtes und auf fortwährendem Kriegsfuß stehendes Bistum, ist es heute eine muselmännische, unabhängige Stadt mit zwanzigtausend Türken und etwa tausend Ungläubigen, theils Christen, theils Samaritern oder Juden. Gleich Hebron und Gasa reicht sie bis zu fast legendenhaften Zeiten; dennoch herrscht ausnahmsweise reges Leben in dieser Stadt, was in einem Lande voller Gräber und Ruinen überraschen muß.

bewahrte

Zu allen Zeiten zeigte sie sich unzufrieden und rebellisch; bis zum Anfang unseres Jahrhunderts blieb sie den Christen feindlich, sodaß die aus dem Norden kommenden Pilger lange Umwege einschlugen, um nicht mit ihr in Berührung zu kommen. Jetzt noch steht sie im Rufe fanatischer Ungastlichkeit.

*

*

*

Am Eingang Schem-Nablus klopfen wir bei unaufhörlichem Regen an das alte Thor der lateinischen Mönche, die uns mit Freundlichkeit in ihr altes, feierliches aber verwahrlostes Kloster aufnehmen. Wir versperren die Klostergänge mit unsern nassen Koffern und Zelten, indes die Mönche eilends für uns Feuer anzünden lassen und warme Suppe bestellen.

Nachdem wir uns etwas erholt haben und getrocknet sind, verlassen wir das Kloster und, die letzten Tagesstunden benutzend, dringen wir in das Gewirr dunkler Straßen.

Wenn Nablus aus der Ferne den Eindruck einer sauberen, weißen Stadt macht, so ist dies eine durch die oberflächliche Kalkverkleidung der Steindächer, der Minarets und Kuppeln hervorgerufene Täuschung. Im Innern gleicht sie Jerusalem und ist ebenso verwahrlost und düster. Außer zwei großen Straßen mit vier- bis fünfstöckigen, geheimnisvoll verschlossenen und vergitterten türkischen Häusern zu beiden Seiten ist alles übrige nur ein Wirrwarr von kleinen Durchgängen und Winkelgäßchen, die mit ihren altertümlichen Wölbungen in stetes

Halbdunkel gehüllt sind. — Ueberall hin begleitet uns der Regen, und wenn auch auf Augenblicke in den überwölbten Theilen geschützt, so sind wir desto reichlicher an den Stellen unter freiem Himmel von den aus alten Gassen herabströmenden Bächen begossen. — Wir waten in klebrigem Straßenschmutz, begegnen nur eilenden, in Wolle gehüllten Vorübergehenden oder hie und da einem Rudel häßlicher Hunde. — Masse, schmutzige Straßen erscheinen uns als etwas Unerhörtes im Orient, das sofort traurig stimmt und das ich dennoch liebe!

Unterwegs erblicken wir Ueberbleibsel aus allen früheren Zeiten. In den arabischen Mauern Reste antiker Säulen und phönizischer oder griechischer Särge — Bruchstücke von kufischen oder samaritischen Inschriften. Die Moscheen, deren größte äußerlich an die hl. Grabeskirche erinnert, waren ehemals heidnische Tempel oder byzantinische Basiliken, oder auch Kirchen der Kreuzfahrer; — diese ganze Stadt macht den Eindruck eines ungeheuren Weinhauses von Ueberresten in buntem Durcheinander.

Da es in unserm so jungen Frankreich, in unserm gestern erst entstandenen Occident vorkommt, daß wir vor römischen oder gothischen Ruinen andächtig gesammelt stehen, so begreift man, wie beklemmend ein Ort wie Sichern=Nablus wirkt, der in der Weltgeschichte schon seit beinahe fünftausend Jahren verzeichnet steht.

Besonders eigentümlich, ja einzig ist es, daß sich die letzten dem Ritus von Manasse treugebliebenen Samariter noch hier vorfinden; wir begeben uns in den Teil, den sie im Südwesten der Stadt, am Fuße des Garizim, ihres geheiligten Berges, bewohnen.

Bekanntlich wurden die Samariter erst ein besonderes Volk nach der Zerstörung des israelitischen Reiches durch Salmanassar; sie gingen aus den von Babel, von Cluth und den verschiedenen Punkten Assyriens stammenden Götzendienern hervor, welche sich mit den wenigen Hebräern in dem fast ausgestorbenen Sudäa vermischten. Nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft weigerten sich die Israeliten, sie als Nachkommen Abrahams anzuerkennen, und dies war der Ursprung

eines blutigen, Jahrhunderte dauernden Hasses zwischen den beiden Rassen.

Der Gottesdienst der Samariter gleicht ungefähr dem der ursprünglichen Hebräer. Sie erkennen nur den Pentateuch (die fünf Bücher Moses) als heiliges Buch an, verwerfen alles andere nach Moses Zeit Geschriebene als etwas Lügenhaftes und erwarten einen unbestimmten Messias, der auf dem Garizim ihren großen, seit zweitausend Jahren zerstörten Tempel wieder aufbauen soll. Das seltsamste an ihrer langen, bewegten Geschichte ist, daß sie noch vorhanden sind. Zu allen Zeiten verfolgt, mußten sie zwei- bis dreimal über die Klänge springen und wurden massenhaft auf ihrer Zufluchtsstätte, dem Garizim, erwürgt, so daß man annahm, sie seien vom Erdboden verschwunden, als im vierzehnten Jahrhundert Benjamin von Tudela darauf aufmerksam machte, daß noch einige hundert in Sichem lebten. Heute sind dort noch etwa zwei- bis dreihundert, die getrennt von der übrigen Menschheit in der Beobachtung eines strengen Ritus ihr Dasein verbringen. Wir

treten nun in ihr ganz ausgestorben scheinendes Viertel und finden alle Fenster geschlossen.

Nur der Tempel steht offen; — das armfelige niedere Thor mitten in einer alten Mauer führt zunächst in einen kleinen, melancholischen Hof, worin vom Regen triefende, mit weißen Blüten übersäete Orangenbäume ihren Duft mit dem der nassen Erde vermischen. Das Allerheiligste, in welches man von hier eintritt, ist ein dunkler Saal, der theils an eine Moschee, theils an eine Synagoge erinnert — nackte, weiß getünchte Wände und auf dem Boden weiße Strohmatten. — Wir ziehen unsere türkischen Pantoffeln aus und treten ein. Ein Mann in hochrotseidnem Gewand, der hier allein im kalten, halbdunklen Hintergrund steht, kommt auf uns zu. Es ist der Hohepriester Jakob aus dem Stamme Levi. Sein Gesicht paßt vollständig zu seinem Stande und hat den eigentümlichen, langen Schnitt der alten Rassen — halb jüdisch, halb assyrisch. Jedoch ist seinem demütigen Entgegenkommen sofort anzumerken, daß er gewohnt ist, moderne Reisende hier zu sehen und es versteht, aus ihnen Nutzen zu ziehen.

„Sie finden“, belehrte er uns, „unseren ganzen Stadtteil verlassen, denn morgen ist das manasseische Ostersfest, an welchem Tage auf dem Gipfel des Berges Garizim sieben weiße Lämmer Jehova geopfert werden; und schon seit vorgestern, wie es seit undenklichen Zeiten gebräuchlich ist, sind die Samariter dort oben, — trotz Sturm und Regen haben sie auf dem Berge ihre Zelte aufgeschlagen.“ — Jakob stieg nun für einige Augenblicke herab, um den kostbaren Pentateuch und zugleich mehrere andere zum Kultus nötige Gegenstände zu holen.

Schon im Mittelalter war es bekannt, daß dieser Pentateuch in Händen der Samariter sei; es veranlaßte dies im siebzehnten Jahrhundert einen Briefwechsel zwischen ihrem Hohenprieester und den Theologen des Occidents, und es ist wahrscheinlich, daß er aus der Zeit Manasses herrührt. (V. Jahrhundert vor Christi.) Hinter Vorhängen aus grüner Sersche liegt er in einer Nische der dicken Mauer versteckt, und um ihn uns zu zeigen, bringt man ihn an den Eingang des kleinen Tempels in den fahlen Schein von außen, der mit dem Regen

vom Himmel fällt. Zuerst sehen wir in weiße Seide gehüllt einen mit allerlei Figuren bedeckten Bronze-Zylinder, dann erscheint in einer zweiten Hülle aus grüner, antiker Seide eine endlose, mit ganz kleinen, geheimnisvollen Zeichen übersäete Rolle: — phönizische Buchstaben, deren sich die Hebräer vor der babylonischen Gefangenschaft bedienten. — Die fünf Bücher Moses stehen hier Linie um Linie, gleich Zaubersprüchen in einer Länge von etlichen Metern, und ein unerklärlicher Schauer strömt von ihnen aus. Es ist etwas einziges um dieses Buch, das seit zweitausend Jahren ohne Unterlaß diente und verehrt wurde, das zum Talisman und Beweisstück einer kleinen Gemeinde, dem beharrlichen Ueberbleibsel eines ausgerotteten Volkes wurde. Und fast unglaublich dünkt es, daß eine Reliquie von solch unschätzbarem Wert in den Händen dieser kleinen Gemeinde zu unserer Zeit bleiben konnte, in der alles käuflich ist.

* * *

Nachdem der Pentateuch wieder mit unendlicher Sorgfalt zusammengerollt in sein Futteral

und die seidnen Hüllen gebracht ist, nehmen wir Abschied vom Hohenpriester und verabreden mit ihm, morgen früh auf dem Garizim zur samaritischen Osterfeier zu erscheinen.

In der feuchten Dämmerstunde kehren wir in die dunkeln Gassen zurück, um den Bazar von Nablus aufzusuchen, der in Syrien wegen der dort feilgebotenen Kostüme berühmt ist und woselbst alle Völkerschaften östlich vom Jordan, alle Nomadenstämme und Wüstenräuber ihre Einkäufe besorgen. Der Bazar besteht aus zwei nach der Länge und der Breite bedeckten Hängen, die rechtswinklich abgeschnitten sind und über welchen sich am Kreuzungspunkte eine bemalte Kuppel erhebt. Wir kommen etwas spät in die Gewölbe, es ist fast dunkel und schon werden die alten Vorfenster geschlossen. In den Auslagen sehen wir eine große Menge Gewänder und Sattelzeug von ganz entzückenden Farben; es sind auch Buden hier mit doppelten Schnüren aus schwarzer Wolle, um die Schleier festzuhalten. Die Geschäfte werden geschlossen und die Händler falten die seidnen Röcke und die gestickten Gürtel. Jedoch treffen wir noch einige Beduinen, die mit dem lang-

|| samen, geschmeidigen Gänge und den schönen Bewegungen wilder Tiere umher schlendern. Um uns besser vor dem Regen zu schützen, wollen wir Mäntel hier kaufen, Burnusse von Nablus genannt, die in diesem Teil Palästinas gepriesen sind. Indes wir vor einem Verkäufer stehen bleiben und unsern Spaß an dem fortwährenden Geseilsch der Orientalen haben, nähert sich ein alter Turban, den unser Aussehen irreführt und der überrascht ist, als er hört, daß wir uns in fremder Sprache unterhalten. Er fragt unsern Führer:

„Wer sind denn diese Leute?“

„Franzosen, Väterchen.“

Und mit selbstbewußtem Ton fährt er fort:

„Ja, ich sehe wohl, aber sind es christliche oder mohamedanische Franzosen?“

Wahrscheinlich glaubt er, Frankreich sei wie Syrien halb christlich, halb mohamedanisch.

*

*

*

Als wir durch die engen Gassen dem Kloster zugehen, ist gerade die Stunde des Gebets; über unsern Häuptern, überall singen unsichtbare

Muezzins und ihre hellklingenden Töne mit den begeisterten Anrufungen fallen vom grauen, geschlossenen Himmel mit dem Regen auf uns herab. — Das prächtige Feuer der Mönche und ihre Gastfreundschaft entzücken uns am Abend nach einem so schlimmen, regnerischen Tage. Wir treffen noch zwei andere Reisende, die sie aufgenommen; zwei junge Christen, der eine aus Algier, der andere aus Indien, welche auf irgend einem Schiffe Freundschaft geschlossen und nun zu Fuß miteinander die Pilgerfahrt ins hl. Land unternehmen; — ohne Geld, ohne Gepäck und ohne Führer, von Dorf zu Dorf, mitleidige Araber nach dem Weg fragend. — Wahrlich, nur in Palästina begegnet man solchen sonderbaren Reisenden.

Der Pater Hausmeister und besonders ein junger, liebenswürdiger, maronitischer Priester, der Abbé Litfella, leisten uns im stillen, großen, düstern und verwahrlosten Saale Gesellschaft, indes draußen das Wasser von den Dächern träufelt und umherirrende Hunde bellen. Es gewährt uns große Freude, die Mönche über Nablus reden zu hören — über seine Vergangenheit und Ruinen, und wir nehmen die

besten Eindrücke von der freundlichen Aufnahme mit.

* * *

Nachdem wir uns von den Mönchen verabschiedet, müssen wir durch die Küchen des Klosters gehen, — dort sitzen unsere Maultierreiber um den großen Kamin und beschäftigen sich eifrig mit der Zubereitung des Henneh, womit sie ihre Nägel färben. Das Beispiel wirkt ansteckend, und über Leo und mich kommt plötzliche Versuchung, wie sie zu thun, um unser Aussehen als Beduinen zu vervollständigen. Doch ist dies kein so kleines Unternehmen, und man giebt uns den Rat, vor allen Dingen zu Bett zu gehen. Nachdem wir uns im großen Schlaßaal niedergelegt haben, erscheinen zwei lange Teufelskerle von Araber, denen ein dienender Mönch leuchtet; sie kommen an uns heran, Binden tragend, als gälte es eine Mumie einzuwickeln; in einem Gefäß bringen sie warmen Brei. Auf jeden unserer Fingernägel wird nun etwas von der braunen Salbe gelegt und jeder Finger mit einer Binde umwickelt. Alsdann werden

mit einem Verband die fünf Finger jeder Hand umschlossen. Nachdem dies beendet, ist es unmöglich, unsere Arme zu gebrauchen, die sich wie dicke Puppen ausnehmen, wie Stummel Amputirter — und tolles Gelächter verhindert uns lange am Einschlafen.

III.

Donnerstag, 19. April 1894.

Der Himmel, den wir ängstlich beim Erwachen befragen, ist heute morgen rein und wolkenlos. Die Sonne des Orients kann in ihrer ganzen Herrlichkeit aufgehen.

Es ist ungefähr halb sieben Uhr, als wir reisefertig unter der Klosterthüre stehen. In der gewölbten Straße herrscht noch Dunkelheit, aber durch einen der Bogen, dort drunten, erblicken wir ganz hell beleuchtet ein Stückchen Garten voll blühender Orangen- und Rosenbäume. Hier ist es noch düster, aber wir ahnen, daß etwas weiter, außerhalb der beklemmenden Steinbogen, alles in hellstem Lichte strahlen muß.

Vor uns liegen in langer Reihe die Ausfägigen von Nablus, gestern erfuhren sie unsere Ankunft und nun wollen sie unserer Abreise beistimmen; — geschwollene und zerfressene Gesichter ohne Nasen, ohne Augen — unter alten zerlumpten Kapuzen und Turbanen. Sie strecken ihre Hände ohne Nägel, teilweise ohne Finger gegen uns aus und murmeln mit leiser Stimme Glückwünsche zur Reise.

„Werfen! Werfen Sie die Almosen hin! Nur nicht ihre Hände berühren!“ rufen uns die Mönche von der Schwelle des Klosters zu, wohin auch sie gekommen sind, um uns Lebewohl zu sagen.

Wir besteigen rasch unsere mit Beduinen-Gehängsel gesattelten Pferde, denn wir haben es eilig, hinaus ins leuchtende Sonnenlicht zu reiten, in die freie, frische Luft. —

Endlich ist das Wetter schön geworden; alles sieht sich anders an, der ganze Zauber des Orients ist wiedergefunden und unser Entzücken unbeschreiblich. Vor der Stadt in den Baumgärten, wo die Vögel singen, duftet es bald nach Orangenblüten, bald nach Jasmin, bald nach Rosen und noch nach andern nicht

genau zu bestimmenden, dem Orient eigenen süßen und berauschenden Wohlgerüchen. Jetzt kommen die Friedhöfe, die terrassenförmig am Abhang des Berges liegen. Eine Menge mohamedanischer Frauen sind dort versammelt; — die Grabsteine, die sämtlich gleich weißen Figuren hier stehen, sehen wie die umhergehenden, in weiße Schleier gehüllten Frauen aus, und unter den großen, lanzenförmigen Gladiolen- und Irisblättern beim Scheine der glänzenden Morgensonne herrscht seltsame, herrliche Verwirrung, da man die Frauen nicht mehr von den Grabsteinen unterscheidet. —

Den Samaritern nachsetzend, steigen wir auf den Garizim, es geht bald auf der vom Regen durchweichten Erde, bald auf feuchtem Steingerölle steil hinan. Die Luft ist, wie gewöhnlich nach vielen Niederschlägen, ungemein klar. Von Zeit zu Zeit halten unsere tapferen, kleinen, syrischen Pferde an, um Atem zu schöpfen, und nachdem sie ihre Woll- und Perlschnurgeschüttel, raffen sie sich entschlossen auf, laufen mutig weiter und wir steigen rasch hinan.

Das traurige, immer tiefer zu unsern Füßen liegende Nablus wird bald zu einer

Stadt aus Tausend und einer Nacht, — einer wunderschönen Stadt mit weißen Kuppeln und weißen Minarets. — In dem Thale Jakobs, wo sie zwischen grünen Gärten und sprudelnden Quellen liegt, ist sie von allen Seiten von hohen Bergen aus blassem Fels umgeben, die besonders mit bläulichen Aloes bewachsen sind und aus der Ferne in feinen, seltenen Tinten schimmern. Die Pfade sind von den bergansteigenden Samaritern zerstampft und beim hellen Sonnenschein laufen Schakale, über das Außergewöhnliche, das hier oben vorgeht, beunruhigt, geduckt um uns herum und schleppen ihre dicken, gelben Fuchsschwänze auf dem Boden nach. Das weiße Nablus liegt immer tiefer unter uns, zwischen den steinigen, mit Delbäumen und Kakteen bedeckten Bergen, deren Ganzes blaugrau, wie ein blühendes Flachsfeld leuchtet.

Etwa vierhundert Meter über der Stadt und acht- bis neunhundert über dem Meerespiegel, auf einer von dünner, frischer Luft umwehten Höhe, finden wir endlich das Lager der Samariter; eine Menge kleiner Zelte in der Art der unsrigen. Männer und Frauen stehen im Freien auf dem noch durchweichten, schmutzigen

Boden und wärmen sich in der Sonne; ihre Teppiche, Decken und Kissen sind ringsum zum Trocknen aufgehängt und bilden ein buntes Farbungemisch. Zungen stürzen auf uns los, jeder will der erste sein, um unsere Pferde zu halten. — Der Empfang ist ein freundlicher und alle Gesichter sind wohlwollend. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich von derjenigen der Juden Palästinas nur durch einen roten Turban. Die ohne Ausnahme schönen Frauen sind mit buntbeblumtem Kattun aus der Levante bekleidet. Auf dem Kopfe tragen sie kleine Mullschleier, aus welchen hinten in zwei Zöpfen die dichte Haarmasse fällt. — Der Hohepriester Jakob, unser Freund von gestern, bietet uns unter seinem Zelte den Kaffee mit Margilehs an. Ueber seinem Bette erkennen wir das silberverzierte, den Pentateuch bergende Bronzegehäuse. Des Nachmittags, sagt er uns, soll das Opfer gebracht werden, und er zeigt uns die kleine Grube, in welcher die sieben weißen Lämmer geschlachtet werden.

Man bittet uns zu bleiben; allein das Worden unschuldiger Tiere kann uns nur

peinlich berühren, obwohl das Opfer nach dem ältesten mosaischen Ritus geschehen soll. Ueberdies haben uns diese Samariter wegen ihres modernen Gebahrens enttäuscht, wir beeilen uns, den Garizim zu verlassen und unsern Weg fortzusetzen, um morgen Abend nach Nazareth zu gelangen. Auf der nicht fern gelegenen Höhe des hl. Berges stehen riesige, uns unerklärliche Ruinen. Hier ist der wirkliche Gipfel des Garizim, der schon seit Jahrtausenden ebenso wie der Moriah ein Ort der Anbetung und blutiger Greuelthaten war.

Unter dem Gebüsch schlummern Trümmer aus allen Zeiten. — Ringmauern aus großen, altertümlichen Steinen stehen noch ehrfurchtgebietend und fast unzerstörbar aufrecht. — Zahlreiche Fundamente liegen übereinander getürmt: Ueberbleibsel des samaritischen Tempels Jehova's, von Sannabalath im Anfang des V. Jahrhunderts vor Christi erbaut und zerstört von Hyrkanus; Trümmer des Jupitertempels, der zweihundert Jahre später auf diesen folgte; Reste der ersten christlichen Kirche, die unter Zeno den gökendienerischen Tempel ersetzte, den aber bald nachher die

Samariter zerstörten, und endlich Trümmer der befestigten Basilika, welche der Kaiser Justinian an derselben Stelle errichten ließ und die bis zum feindlichen Ueberfall der Sarazenen erhalten blieb. Dies Alles schläft heute seltsam zusammengewürfelt in einem friedlichen, sich niemals entwirrenden Chaos. Abseits dieser aufgehäuften Trümmer liegen große Steinplatten. wahrscheinlich die Stufen der kolossalen Treppe des heidnischen Tempels, dessen Abbildung uns gestern die Mönche auf Münzen des alten Nablus zeigten.

Sa, es stehen sogar große Steine aufrecht, die merkwürdiger Weise an das keltische Gallien erinnern, aber auch an die rätselhaften Stellen der Bibel, bei welchen Moses unsere Menhirs und Dolmen (Druidensteine) im Voraus muß erschaut haben, als er sagte:

„Und zu der Zeit, wenn ihr über den
„Jordan geht, sollst du große Steine
„aufrichten Und sollst daselbst
„dem Herrn einen steinernen Altar bauen,
„darüber kein Eisen fähret.“*)

(5. Buch Moses XXVII, 2. 5.)

*) Moses befahl, besonders auf dem Berge Sebal Steine aufzurichten. Dieser Berg liegt dem Garizim

Etwas tiefer und etwa tausend Meter entfernt auf einem andern Gipfel des Berges bewegt sich das kleine Lager der Samariter, die keinen Tempel haben: Ueberbleibsel eines Volkes, das trotz zermürbender Kämpfe vieler Jahrhunderte weiterleben will, und das hier gleich beharrlichen Pflanzen, welche die menschlichen Hände von ihrem einmal erwählten Boden nicht ausrotten können, fortlebt. — Die Samariter bilden übrigens im ganzen unendlichen Rundkreis die einzig lebende Gemeinde. Von der Höhe des großen, kahlen Gipfels entdecken wir endlose, fast alles Lebens bare Strecken. Das ganze Thal des Jordans erstreckt sich gen Osten — westlich und südlich entrollen sich die Berge Ephraims, die Ebene von Saron, und in der äußersten Ferne scheint eine unbestimmte blaue Wüste, das mittelländische Meer, fast bis zum Himmel zu steigen.

gegenüber, auf der andern Seite von Nablus. Es fällt daher schwer, die Ueberlieferung der Samariter gelten zu lassen, die in den Menhirs des Garizim die ersten Monumente der Hebräer nach dem Uebergang über den Jordan erblicken wollen.

Beim raschen, für unsere Pferde gefährlichen Absteigen begegnen wir Samaritern und Samariterinnen; Nachzügler, die sich vom Regen abhalten ließen und sich nun beeilen, um noch rechtzeitig zum Osterfeste auf dem Garizim zu erscheinen. Sie schleppen tausend Dinge mit sich, als ob sie vorhätten, lange Zeit dort oben zu verweilen: Vorräte, Amphoren, Kissen, Teppiche. Es sind junge, hübsche Frauen darunter, die leichtfüßig bergan steigen, am Halse ein Kind tragend und auf dem Kopfe eine Wiege balancierend.

Auf halber Höhe, wo die Gärten und Baumstöcke anfangen, haben alte, weißbärtige Türken bei Gelegenheit des Osterfestes winzige kleine blumengeschmückte Buden am Wege errichtet. An einer entzückenden Stelle, nahe an sprudelnden Quellen, im Schatten der Olivenbäume, zwischen rosafarbenen Rosensträuchern, bieten sie Zuckerwerk an und bereiten Kaffee und Margilehs.

Auf den stummen Höhen vor den großen Ruinen beschäftigte uns die dunkle Vergangenheit dieser Gegend: hier stehen wir vor dem Orient unserer Zeitgenossen, vor dem naiven, volks=

tümlichen Orient, der lacht und sich an den bunten, frischen Farben, am herrlichen Frühlingsmorgen, am neuen Grün ergötzt.

* * *

Am Abhang des Berges, außerhalb und über der weißen Stadt Nablus ziehen wir weiter, ohne uns aufzuhalten. Wir lassen die nach Zeppe führende Straße links liegen — die einzige, leidlich fahrbare Straße, welche diese Gegend mit der übrigen Welt verbindet, und wir schlagen die nach Samaria führenden einsamen, steilen Pfade ein.

Zwei und eine halbe Stunde lang ziehen sich diese Wege zwischen stillen, herrlichen Thälern hin, in welchen kleine Bäche unter hundertjährigen Delbäumen im feinen, mit Anemonen geschmückten Grase dahin fließen. Weder Dörfer noch Vorübergehende, nur etliche arabische Hirten und ihre Herden, einige Kornfelder mit blühenden Klatschrosen und Kornblumen, hie und da irgend eine kleine, unförmliche, vielleicht bis zu den dunkelsten Zeiten Kanaans

reichende Ruine. An einer Quelle, aus der wir unsere Pferde trinken lassen, erblicken wir einige Männer, die mit Aexten von altertümlicher Form einen alten, grauen Olivenbaum umhauen. Antik und edel ist auch ihre Haltung und jede ihrer großen Bewegungen bei der Kraftanstrengung. — Sie strecken die nackten, braunen Arme aus den Nablus-Burnussen heraus, deren leuchtend rotes Muster an die lebhaften Farben der Blumen ringsum erinnert. Man könnte sich in die ältesten Zeiten zurückversetzt glauben.

Dabei ist der Himmel so viel klarer als anderswo.

Gewöhnlich kleiden sich die Araber in die Farben der sie umgebenden Landschaft. In der Wüste, aus welcher wir kommen, waren ihre Gewänder stets weißfarben, grau in grau oder bräunlich grau wie der Sand und die Steine. Gleich beim Eintritt in Palästina, sobald die Blumen begannen, fanden wir die Menschen mit unendlicher Farbenverschiedenheit angethan, und hier auf diesen Burnussen von Nablus verdanken wir die roten Zeichnungen über den üblichen weiß und schwarzen Streifen

der syrischen Mäntel wahrscheinlich den vielen
Klatschrosen und Anemonen auf den Feldern.

* * *

Ich erinnere mich nicht, je etwas wehmütigeres gesehen zu haben, als dieses in großer Stille gegen zwölf Uhr auftauchende Samaria. Trotzdem wir es schon gewohnt sind, nur Ruinen zu treffen, so gab uns doch der Name Samaria die leise Hoffnung, etwas, das einer Stadt gleicht, zu finden, und wir erblickten dort auf einem von alten Delbäumen und dichten Kakteen bewachsenen Hügel einen einsamen Weiler.

Am Fuße eines armseligen, kleinen weißen Minarets liegen etwa zehn graue Steinwürfel: dürftige, von Gras überwucherte und versteckte Häuschen. Höhere, mit Gestrüpp und Steinen bedeckte Berge überragen den Hügel und schließen ihn traurig ein. Es führt sogar keine Straße mehr dahin, kein lebendes Wesen zeigt sich in der Umgebung, und das kleine, weiße Minaret, das ins Land hinaus

schaut, sieht nur auf eine Stein- und Sträucherwüste herab. Es dünkt uns wie ein Traum vom Ende aller Zeiten.

* * *

Vor dem heutigen einsamen Dorfe ist es seltsam, sich in die lange Geschichte dieser Stadt zu versenken.

Sie wurde vor dreitausend Jahren als Hauptstadt des israelitischen Reiches gegründet, zweihundert Jahre nachher von Salmanassar zerstört, der ihre Einwohner in die Gefangenschaft führte und sie durch Gözendiener aus Cluth oder Babel ersetzte, die Vorfahren der Samariter des Garizim. Nach vier Jahrhunderten, im Jahr 331 vor Christi Geburt, wurde sie von Alexander dem Großen abermals zu Grunde gerichtet, der an Stelle der erwürgten Einwohnerschaft eine mazedonische Kolonie gründete; Herodes erbaute sie wieder, gab ihr den Namen Sebastia und bevölkerte sie aufs Neue mit sechstausend Veteranen der römischen Armeen. Sie war noch blühend

in den ersten christlichen Zeiten und sandte Bischöfe zu den alten Konzilen. Nach der Rückkehr der Sarazenen verfiel sie, ohne daß die Geschichte anzugeben weiß, wie und auf welche Art; vernichtet, vergessen liegt sie nun unter der allmählichen Ueberwucherung der Pflanzen, der Kakteen und Dornen. Lustige Bäche, klare Quellen durchschneiden den mit Disteln bewachsenen, nach Samaria führenden Pfad; — der traurige Eindruck verstärkt sich, je näher wir kommen, und es will uns scheinen, als ob die strahlende Sonne, die Blumen- und Pflanzenpracht, die Menge der roten Anemonen zur unheilbaren Verwüstung nur beitragen.

Das Dorf ist jedoch größer, als es aus der Ferne schien. Zwischen den Dornen, dem Schutt und den Mauerresten stehen etwa fünfzig viereckige, aus Trümmern der ehemaligen Tempel und Paläste gebaute Häuschen, deren Steindächer einer Wiese gleich mit Gras überwachsen sind.

Neben den noch gut erhaltenen Ruinen, welche ein wirres Gemisch von Kirchen und Moscheen um das weiße Minaret bilden, befindet sich ein kleiner Platz, der den Leuten aus

Samaria als Forum dient. Einige Männer, in Burnusse gehüllt und mit der sehr breiten Krone aus schwarzer Wolle auf dem Kopfe, sitzen unbeweglich hier auf den Steinen in ihrem gewohnten, brütenden Far niente, . . . in der Sonne oder im Schatten träumend, indes ringsum die Zerstörung ihr Werk langsam fortsetzt.

Sie bieten uns den arabischen Gruß, und ihre schönen, müden, durch jahrhundertlange Verdunkelung verschleierten Augen verfolgen neugierig zerstreut unsere Bewegungen.

Ehe wir absteigen, wollen wir den Hügel, auf welchem ehemals die Stadt lag, besteigen. Gegen Westen, etwas abseits des bewohnten Theils, schlagen wir über Kornfelder und durch Olivenhaine einen Weg ein, auf dessen beiden Seiten antike Säulen zum Vorschein kommen; — zuerst im Grase liegend, aber bald aufrecht stehend und immer zahlreicher werdend, bilden sie schließlich eine doppelte, seltsam feierliche Reihe mitten im blühenden, friedlichen Felde. Ihre Füße stecken heute tief im Boden, der seit den zweitausend Jahren ihres Bestehens sich bedeutend erhöht hat. Die

Eroberer fanden es nicht der Mühe wert, die schweren Monolithen mitzuschleppen; sie blieben hier, nachdem alles andere vernichtet war, und zeugen, Achtung und Schweigen gebietend, von der Größe Samarias. — Sie sahen Jesus hier vorüberkommen, als sie noch längs einer breiten, herrlichen Straße standen, mitten in einer Stadt, von der wir uns keine Vorstellung machen können. Von moosbefleckter, grauschwarzer Farbe, an verschiedenen Stellen zerbrochen, ist eine jede ihres behauenen Kapitäls beraubt.

Wir gehen die ganze Reihe entlang bis zu einem Haufen zusammengestürzter Ruinen und umgeworfener Säulenkumpfe, wahrscheinlich die Stelle eines ehemaligen Triumphbogens der Sebastia des Herodes.

Weiter oben bringt uns der Führer auf einen freien Platz; wir sehen wieder halb im Boden vergrabene, große Säulen, wahrscheinlich die Trümmer des von Ahab und Jesabel errichteten Baaltempels.

Wir lenken nun unsere Schritte wieder dem weißen Minaret zu, um Rast zu halten und unser Mittagsmahl im Schatten des Moscheen-

hofes einzunehmen. Nachdem wir dort unter einer großen, einsam stehenden Palme Platz genommen, erscheint der Scheik des Dorfes, um uns zu begrüßen, und bald darauf alle Männer Samarias, einer nach dem andern, die mit uns schwätzen und uns Vasen, Münzen, gravierte Karneole und in den Gräbern gefundene andere Dinge feilbieten. —

Diese Moschee war ehemals die Kirche des hl. Johannes des Täufers — eine prachtvolle Kirche, die gegen das Ende des elften Jahrhunderts von den Kreuzfahrern an Stelle der ältesten byzantischen Basilika errichtet wurde. Letztere enthielt das Grab des Verkündigers Christi, das später Sulian der Abtrünnige schändete.

Die Gruft, in welcher der Leichnam Johannis neben dem des Propheten Elisa ruhte, wird von den Muselmännern mit pietätvoller Sorgfalt unterhalten. Was die heute dem Dienste Allahs geweihte Kirche betrifft, so bleibt von derselben nur ein düsterer Chor übrig, der innen weiß getüncht und mit grünen Mohameds-Fahnen geschmückt ist. Trotz der lichtströmenden Sonne, trotz dem Vogelgesang auf allen Dächern

fühlt man hier wie über ganz Judäa den schweren Flügelschlag des Totenengels. Erst nach vier Stunden sollen wir Djennin erreichen; nach Auskunft unseres Führers eine schlimme, unfreundliche Stadt, in deren Nähe wir heute Nacht lagern werden.

Ungefähr eine Stunde lang ist unser Weg ein Spaziergang durch schattige Oliven- und Feigenwälder. Bald darauf erblicken wir auf der Höhe eines felsigen, höhlen- und gräberbedeckten Hügels ein mit Bastionen besetztes Dorf. Es ist Sanur, das frühere Bethulien.

Von jetzt an wandern wir in baumloser Gegend, in einer einförmigen Hafer- und Blumenwüste. Berge und Thäler folgen, stets mit gleichmäßigem Rasen bedeckt.

Gegen Abend passieren wir kaum sichtbare Pfade, auf denen hohe, violette Disteln bis zur Brust unserer Pferde reichen; wir glauben schon, wir seien verirrt und in wilde, einsame Gegenden geraten. Doch plötzlich, ohne vorher durch irgend etwas angekündigt zu sein, liegt Djennin vor uns. Das geschieht übrigens im Orient öfters, da keine Straßen die Städte mit der übrigen Welt verbinden. —

Djennin, das ehemalige En Gannin, Stadt des Stammes Isaschar, die den Leviten zufiel (Josua XXI, 29) ist zu dieser Abendstunde entzückend. — Vergoldet von der untergehenden Sonne, mitten in dem grünen, wie mit Klee oder Sammet bedeckten Lande. Am Eingang der Ebene Esdrelon liegend, die sich wie ein grünes Meer hinter ihr ausbreitet, bildet diese Stadt eine Gruppe weißer Kuppeln oder Minarets, aus welchen einige schlanke Palmen in die Höhe ragen. Mit ihren flachen Steindächern vollständig orientalisches Aussehen, ist sie eine junge Stadt, und keine Ruinen versperren den Zugang. — Sehr hübsch dieses Djennin; hat gar nicht den Anschein der ungestaltlichen Stadt, wofür sie gehalten wird; geheimnisvoll liegt sie in der stillen Abgeschlossenheit im blumengeschmückten Gras, das so frisch aussieht, als sei es nie betreten worden.

Auf einem Pfade voller Disteln und wildem Hafer gehen wir um die Stadt herum. Wir vernehmen keinerlei Geräusch, doch sobald die Sonne hinter der Ebene im Grasmeer verschwindet, verbreitet sich in der Luft der laute Ruf der Muezzins, zieht langsam dahin und verhallt

Westlich, etwas abseits der Stadt, an einem Punkte mit weiter Fernsicht erwartet uns das aufgeschlagene Lager schon seit einer Stunde. Unsere Maultiertreiber konnten einen großen Vorsprung während unseres Ausfluges auf den Garizim gewinnen. Wir sind mitten in den üppigen, mit Klatschrosen und Kornblumen geschmückten Kornfeldern. Durchdringende, kühle Luft, fast Kälte steigt mit dem Abend aus der noch feuchten Erde, indes in den fernen Gräsern und Blumen Laubfrösche, Eulen und Schakale ihre Nachthymne anstimmen. Ein großer, silberner Vollmond geht auf und steigt am Himmel empor, und zu bestimmten Stunden besingen die Muezzins mit entzückender Stimme und unendlicher Bemut den Namen Allah.

IV.

Sonntag, 20. April.

Als unser Lager mitten in den buntblühenden Kornfeldern erwacht, bricht gerade

der Tag an; es ist auch die Stunde der ersten hellklingenden Rufe der Muezzins und des Auszugs der Hirten. In unserer Nähe, jenseits der Kaktushecken und der Mauern, erscheinen die Kuppeln und Häuser Djemins, das wir verlassen müssen, ohne seine Straßen betreten zu haben. Tausende von Ziegen mit ihren Zicklein kommen aus der Stadt, sie gehen langsam und meckernd aneinander gedrückt. In dieser gleichmäßigen, schwarzen Flut erhebt sich von Zeit zu Zeit die lange Gestalt eines Hirten mit blauem, gelbem oder rosafarbenem Rocke und einem weißen mit sehr breiter Wollkrone gehaltenen Schleier. — Hier ist der Eingang Galiläas, und heute Nacht werden wir in Nazareth schlafen, das noch versteckt in den Falten der dunstigen Berge dort drunten, jenseits der grünen Ebene Esdrelon, liegen soll.

Zuerst müssen wir also über die gleichmäßige Fläche, die sich endlos vor uns ausbreitet. — Fünf Stunden lang reiten wir in gerader Linie vorwärts, bald im Schritt, bald im Galopp, durch Gerste und Weizen, — ächte Felder des gelobten Landes, — und sehen nach und



nach die anscheinend am andern Ufer des grünen Meeres stehenden Berge näher rücken.

Unterwegs begegnen wir Arabern, die theils zu Fuß sind, theils auf Eseln oder Pferden sitzen; sie rufen uns „Narakfai“ zu, wenn sie uns für Christen halten, öfter aber „Salem Meikum“, da sie in uns meistens Muselmänner sehen. Hier und da auf kleinen Höhen, die aus der glatten Fläche wie kleine Inseln hervortauschen, wohnen die Ackerleute dieser fruchtbaren Erde. Sie bauen ihre kuppelbedeckten Häuschen so hoch als möglich, deren äußere Mauern zusammenhängen und so einen Wall bilden.

Diese Anordnung der einzelnen Gruppen läßt auf hundertjähriges Mißtrauen schließen, auf die fortgesetzte Nothwendigkeit, sich gegen die Einfälle der Beduinen zu verteidigen. —

Alle diese Dörfer sind sich gleich. Am Eingang sitzen gewöhnlich Frauen und Mädchen und waschen; — meistens dient als Trog für das Vieh irgend ein gestohlener christlicher Sarg, dessen Kreuz ausgeschabt ist. Die umherliegenden übelriechenden Kameel- oder Pferdeskelette, um welche sich allnächtlich die

Schakale sammeln, geben diesen Nestern das Aussehen von Höhlen wilder Tiere. —

* * *

Die Ebene wird jetzt wieder einförmig und breitet sich, dem Wind und der Sonne preisgegeben, wie ein grüner, plüschartiger Teppich aus.

Viele junge Frauen arbeiten auf den großen Feldern; halb versteckt von den großen Aehren reißen sie Unkraut aus, Klatschrosen, Kornblumen und Maßliebchen; in ihren schönen Armen, die nackt sind bis zu den Schultern, halten sie die dicken Garben dieser Blumen. Hier auf freiem Felde, unverhüllt, lassen sie uns ihre Züge und ihre großen, dunklen, kindlichen Augen bewundern; leichte blaue Tätowierungen zieren die Stirn einiger und schwarze Haarlocken fallen aus den Mulltüchern, mit welchen sie nach antiker Art den Kopf bedecken. Wenn sie sich mit den riesigen Sträußen auf der Schulter erheben, um nach unserer kleinen Karawane zu sehen, erscheinen sie so natürlich edel in ihrer Haltung und in allen Linien, daß man

glauben könnte, sie seien die ehemaligen Göttinnen der Ernte oder der Erde — Ceres oder Cybele.

„Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder
„thauen noch regnen auf euch
„denn daselbst ist den Helden ihr Schild
„abgeschlagen — der Schild Sauls, als
„wäre er nicht gesalbet mit Del.“

(II. Samuelis I, 21.)

Ein Berg, den wir rechts am Wege auf dem südlichen Ufer dieses Grasmeeres liegen ließen, ist der Gilboa. Dort durchbohrte sich Saul nach seiner Niederlage mit seinem Schwert, und die Philister nahmen ihm seine Waffen ab und hingen sie im Tempel Astharoths auf. (1. Samuelis 31, 10.)

Wir entdecken altes Gemäuer — ein Dorf auf diesem Gilboa — es ist Zehrin, das frühere Sesreel, in welchem zweihundert Jahre nach Sauls Tod der Tempel des Königs Ahab sich erhob. Noch heute wachsen hier Weinberge — die einzigen des ringsumliegenden Landes — auf dem Abhang des Berges, auf derselben Stelle, an der sich vor etwa dreitausend

Jahren Naboths Weinberg, nach welchem Jesabel gelüftete, befand. (1. Könige 21.)

* * *

Hier wie überall in Palästina sind Städte und Paläste zu Staub geworden, verschwunden sind auch die Wälder, welche früher die Gipfel des Gilboa bedeckten. Alles ist in eine melancholische Wüste von Gras und Buschwerk verwandelt, und nur allein Naboths Weinberg ließ seine Spuren zurück. —

Aber Licht und Frühling sind dieselben geblieben. Das stille Getreide, etwas üppiger als damals, wo hier viele Menschen lebten, keimt zu derselben Jahreszeit und an derselben Stelle. — Und ebenso zweifellos gleichen die schönen Mädchen, die heute im Kornfelde die Klatschrosen ausreißen, in ihren Gebärden, ihrer Haltung den damaligen, und haben dieselben Blicke, dieselbe dunkle Schönheit, trotz der feindlichen Einfälle, trotz der Mißhungen. Unter den unendlichen grünen Flächen muß die Erde stark mit Ueberresten von Kriegerern und

Waffen bedeckt sein, denn von jeher war diese Ebene das große Schlachtfeld Palästinas — von der Zeit der Hebräer an bis zu den Kreuzzügen, von den Amalekitern bis zu den Sarazenen und Beduinen. — Stets hörte sie Kriegslärm, Pferdegetrappel und Waffengeklirr — und als ob ihr Boden noch nicht genug im Lauf der alten Zeiten zerstampft worden sei, erschien hier auch Bonaparte, als sich sein erster Traum, der nebelhafte Traum eines orientalischen Reiches, vor den uneinnehmbaren Mauern Ptolemais als unausführbar erwies. Auch ihn sah man durch die Ebene von Esdrelon ziehen — sehr eilig und noch schnell genug, um eine Armee zu schlagen und niederzuwerfen. Jetzt erhebt sich über den Gersten- und Weizenfeldern das Dorf El Affouleh, über welches er unversehens an einem Aprilmorgen von den Höhen Nazareths herfiel, um Sunot und Kleber, die von der großen türkischen Armee fast ins Wanken gebracht waren, zu befreien.

El Affouleh gleicht auch den andern Dörfern der Ebene. Sein Mauerwerk ist eben so verwahrlost und versteckt sich gerade so mißtrauisch hinter Kaktushecken. Am Eingang wringen

Frauen ihre Wäsche an der Waschbrücke aus; junge Esel und junge Kälber spielen sehr drollig miteinander, verfolgen sich und laufen hin und her auf der fetten, schwarzen Erde, die bedeckt ist mit Unrat, Tiergerippen, Tierschädeln und Tierwirbeln; ein unangenehmer Geruch strömt daraus hervor, was nach der guten Luft in den einsamen Gerstenfeldern doppelt empfindlich ist.

Es sind für die vielen Toten, die Napoleon hier in der Ebene zurückließ, keine Steine gesetzt, um ihr Andenken zu ehren; seit bald hundert Jahren haben die Araber daher beim Pflügen ihre Asche geschickt umgeschaufelt. — Wir ziehen in andächtiger Sammlung über diesen Friedhof hin durch die reichen Erntefelder in der stillen, lichten Mittagsstunde.

* * *

Sehr weit von uns auf einem der Berge, rechts am Wege, erscheint das armfelige Dorf Naïn, ein Ueberbleibsel der Stadt, in der Jesus den einzigen Sohn der Witwe zum Leben erweckte. (Luk. VII.)

Und bald nach Naïn sehen wir Endor — das Endor der Wahrsagerin, das Endor Sauls.

Seltzam ist diese Beharrlichkeit der biblischen Namen durch die Jahrhunderte hindurch; seltzam auch die Hartnäckigkeit der Menschen, auf derselben Stelle wohnen zu bleiben, fast überall in Palästina fahren sie fort, ihre Flecken und Städte da zu bauen, wo sich vor der Entvölkerung des Landes Städte befanden. Bald werden wir das Ende der großen Ebene erreicht haben; die steinigten Hügel, hinter welchen Nazareth versteckt liegt, scheinen schon ganz nahe zu sein. Jetzt kommen wir an einem Berg vorbei, es ist ein von der Kette getrennt stehender Keßel, dessen Form an etwas von Bildern her bekanntes erinnert: der Berg Thabor.

Der alte Berg hebt sich vor unsern Augen gegen die Sonne auf klarem, blauen Himmel ab, an welchem kleine Wolken wie Watteflöckchen hinziehen. Sein Aussehen stimmt nicht mit den Beschreibungen des Psalmisten überein, auch nicht mit der des Jeremias, der, um Nebucadnezars erschreckende Größe zu preisen, zum Volke Israel sagt: „Es wird dieser ziehen, so hoch wie der Berg Thabor ist.“ (Jer. 46, 18). Er überragt nicht die benachbarten Höhen, jedoch ist er von ganz eigentümlicher Form, und seine runde

Gestalt hat etwas Auffälliges. Felsige Streifen zeichnen schräge Schraffierungen auf die Außenseite, welche überdies noch mit schwarzen Flecken gesprenkelt erscheint — wahrscheinlich sind es dunkel belaubte Bäume, grüne Eichen oder Terpentintbäume. Im ganzen ist er von feiner, zarter Farbe, von hellem, dustigem Perlgrau. Zu seinen Füßen scheinen die herrlichen, langsam hin- und hervogenden Erntefelder in der Sonne wie versilberte, glänzende Gräser.

Den Orient erkennt man hier an einer langsamen Karawane, die zwischen uns und dem Berge vorüberzieht: große Tiere mit ruhigem Gang, mit langgestrecktem Halse streifen lautlos an der grünen Gerste vorüber.

* * *

Wer genau auf den Gipfel des Thabor's schaut, entdeckt sogar aus weiter Ferne Spuren menschlicher Bauten; dort oben auf dem runden, ehemals mit Häusern und Festen bedecktem Berge hat sich vieles ereignet. Dort fanden die großen, schon von Baruch begonnenen Schlachten zur Zeit der Prophetin Deborah

statt. In den ersten christlichen Zeiten wurden byzantinische Kirchen oben errichtet, als Eusebius und der hl. Hieronimus, im Gegensatz zu den Evangelien, den Berg Thabor als den Ort der Verkörperung Christi bezeichneten. Während der Kreuzzüge schlug man sich dort wieder: die Feste, die Kirche und die Abtei Tankreds wurden bald von Franken, bald von Sarazenen besetzt und der große Saladin bestieg den Berg zweimal in eigener Person. Vom dreizehnten Jahrhundert an bleibt er verlassen und in unsern Tagen erst bauten Franziskaner aus Nazareth ein kleines Kloster zwischen den aufgehäuften Trümmern. — Pflanzen und Tiere verändern sich am wenigsten im Lauf der Zeiten. Auf dem Thabor hausen noch zahlreiche Wildschweine, wie unser arabischer Führer erzählt — aber besonders sollen sich viele Feldhühner und allerlei Federwild dort oben aufhalten — gerade wie vor dreitausend Jahren, zur Zeit des Propheten Hosea, der „von den Regnen spricht, die man hier ausspannte, um die Vögel zu fangen.“ —

Bald verschwindet vor unsern Augen der ehrwürdige Berg, da wir in die Thäler einbiegen, in welchen wir Nazareth finden werden.

Unsere Pferde, die endlich die fette, nasse Erde, in die sie einsanken, verlassen haben, traben jetzt auf felsigen, nach allerlei aromatischen Kräutern duftenden Abhängen. Auf dem veränderten Boden umgeben uns nun andere Pflanzen: schöner roter Flox mit sehr großer Krone und eine schwefelgelbe Blume, deren Farbe an unsere blaffen Primeln des Westens erinnert.

Viele Tage lang werden wir unter diesen Blumen leben, welche über die traurigen, einsamen Felder Galiläas einen ungeheueren Teppich in allen möglichen gelben und rosafarbenen Schattierungen breiten.

Schon seit einer halben Stunde steigen unsere Pferde bergan, als wir Nazareth in der Ferne erblicken. Ein trauriger, auf halber Anhöhe stufenweise aufgebauter Marktflecken, ohne Aussicht, weil ihn ringsum Felshöhen überragen. — Klöster, Kirchen, Cypressen. — Wir finden weit mehr Häuser mit Ziegeln bedeckt, als arabische, flache Dächer, da besonders in Nazareth, im Gegensatz zu Djennin, Christen wohnen.

Die Ebene von Esdrelon, das Grasmeeer, das wir unter uns liegen ließen, drängt sich, eine Art kleinen, geschlossenen Golf bildend,

bis hierher und breitet zu Füßen der Heimat Jesu eine unbewegliche grüne Fläche aus. — Seit Jahrhunderten ist dies alles, was das alte Nazareth sieht: die wie mit einem Teppich grüner Gerste geschmückten Niederungen — die zwischen unfruchtbaren Felsen eingeengten Felder.

Am Rand des Weges ragt ein Fels gleich einem Dache vor und bildet eine kleine Höhle, die wahrscheinlich schon seit undenklicher Zeit den Vorübergehenden Schutz gegen Regen und Sonne bietet. Die gewölbte Decke ist durch das Feuer der Hirten vollständig geschwärzt. Auch wir kehren ein, um hier im Schatten das Mittagsmahl einzunehmen und um unsere Lasttiere, die sich durch das oftmalige Einsinken in den Erdboden verspätet haben, zu erwarten. Mit unseren türkischen Teppichen, die wir auf den Boden der Grotte legen, bereiten wir uns eine entzückenden Ruheplatz, wie geschaffen zu Träumereien.

Die Umriffe der großen Steinöffnung sind mit roten Anemonen eingefast, die, vom Hintergrund der Grotte gesehen, wie Feuer in der Sonne leuchten, und durch das blumengeschmückte Thor schauen wir auf ein blumiges Land, auf

blumige Fernen. Ein Gewand von rosafarbenem Flog ist über die stillen Berge geworfen, die seit den historischen Zeiten unverändert dieselben geblieben sind und vor denen ohne Zweifel Jesus ehemals in langer Betrachtung gestanden.

Unsere Maultiere bleiben zwei Stunden lang aus; zwei entzückende Stunden, die wir hier in Erwartung zubringen, auf's Geratewohl umherschleudernd, uns bald auf Steine setzend, uns bald auf dem Gras ausstreckend, immer in der Nähe der Grotte, in der unser Hauptquartier aufgeschlagen ist.

Das von einem Fels beinahe versteckte, noch ziemlich weit und undeutlich vor uns liegende Nazareth umgiebt der ganze Zauber seines Namens wie mit einem Heiligenscheine. Nur die Landschaft allein sehen wir klar vor uns, fast unverändert dieselbe, die dem Kinde Jesu vertraut war.

Auf diesem Golfe ohne Wasser, den Nazareth so wemutsvoll anschaut, leuchtet die glatte, samtene Gerste in intensivem Grün. Sonst sind überall auf den höhern Regionen in unserer Umgebung nur bescheidene Farben zu erblicken; graues Gestein wechselt mit den zarten Pflanzen der

trocknen Gegend ab. Rosafarbener Flog oder blasse, schwefelgelbe Blumen, über welche Myriaden von feinsten Gräsern einen unermesslichen Mullschleier werfen. Kein Baum unterbricht die Einförmigkeit der Berge, die übrigens nichts Unruhiges aufweisen, und mild in der Form wie in der Farbe sind. Jenseits der grünen Fläche, die sich scheinbar wie tiefes Wasser zu unsern Füßen ausdehnt, jenseits dieser Bucht weiden Ziegenheerden: wie ein sich langsam hinschleppender, schwarzer Streifen, der sich wellenförmig vorwärts bewegt, als flösse er gegen die unten gelegene Gerste, nimmt er sich aus. Von Zeit zu Zeit rufen sich die Hirten zu und wir hören aus der Ferne das langanhaltende Echo ihrer Stimmen, — oder sie flöten auf ihren Schalmeien und es steigt bis zu uns durch die Stille des beinahe heiligen Ortes eine einfache, milde Weise, ein kleines, klagendes Türlerütütü. —

Der Thabor erhebt dort in der Ferne seinen bläulichen Gipfel und am äußersten Horizont sind die Berge von Galaad andeutet. Die Luft ist lind und leicht, ein kaum fühlbarer Hauch weht ohne Kälte, ohne Hitze, von idealer Reinheit.

Und nun sind es schon bald zweitausend Jahre, daß in diesem idyllischen Erdenwinkel das Kind Jesu „an Weisheit, an Alter und Gnade vor Gott und den Menschen zunahm.“ Er hat den hiesigen Frühling gekannt, ähnlich laue Apriltage, die uns zu dieser Stunde entzücken, dieselben rosafarbenen Blumenteppiche, dieselben feinen Gräser.

Unsere Gedanken verweilen in diesem Moment und an diesem Ort bei seiner geheimnisvollen und träumerischen Kindheit, die für uns noch verschlossener als sein Mannesalter ist, dessen Abglang wenigstens durch die Evangelisten zu uns kam.

Sanft Lukas ist der einzige, der uns über seine geheimnisvolle Jugend einige Worte sagt, doch wagt er es kaum, das Rätsel zu lösen. Nachdem er die seltsame Geschichte des Tempels zu Jerusalem erzählte, die Flucht des zwölfjährigen Jesu, um die Doktoren zu befragen, dann die Besorgnis und zärtlichen Vorwürfe der Mutter, fügt er mit rührender Einfachheit hinzu: „Er kehrte mit seinen Eltern nach Nazareth zurück und war ihnen unterthan in allen Dingen, doch seine Mutter behielt alle diese Dinge im Herzen.“ (Lukas II, 51. 52.)

Im Geiste sehen wir jetzt auf dem alten, unwandelbaren Blumen- und Steinboden ein Kind erscheinen und uns allmählich verständlicher werden; nicht mehr blond und rosig, wie es uns das Mittelalter überliefert hat, sondern bräunlich und blaß mit den großen, schwarzen, mandelförmigen Augen seiner Rasse, aus welchen so unendliche Liebe, so unendliches Mitleid strahlt.

Ohne Zweifel unterschied sich das Kind Jesu wenig von den kleinen Hirtenjungen, die wir in den Feldern Palästinas erblickten. Trotz der Befürchtung kindisch, ja vielleicht gottlos zu sein, suchen wir uns sein Aussehen, seine bescheidene Kleidung, seine Spiele, seine Spaziergänge vorzustellen — ebenso seine Ruhestunden am Rande des nach Jerusalem führenden Weges, unter dem Fels, der uns soeben noch Schutz bot.

Das Licht des Himmels wird immer milder, je mehr der Tag sich neigt. Die Sonne beleuchtet nur noch matt die stillen Berge, auf welchen die unzähligen, rosafarbenen und hellen Blumen ihre Marmorierungen in zwei köstlichen, durch den rötlich-braunen Schleier der feinen Gräser

gemilderten Tinten zeichnen. — Ueberall waltet Andacht — in uns selbst, wie auch im großen Tempel der Natur. Die zeitweise aussetzende, hellklingende kleine antike Weise der Hirtenflöten tönt in unsern Ohren wie fromme Musik.

* * *

Nachdem unsere Maultiere an uns vorbeigekommen und einen solchen Vorsprung gewonnen haben, daß wir hoffen dürfen, unsere Zelte aufgeschlagen zu finden, ziehen wir in Nazareth ein. Wir befürchten auch hier wieder eine Enttäuschung. Wir treten in eine kleine, halb-orientalische, ja moderne Stadt, in der die Klöster und Kirchen kaum noch altertümlich aussehen. Eine ziemlich breite Straße trennt das Viertel der Lateiner von dem mohamedanischen Stadtteil. An den Wänden einiger Häuschen mit blauen oder grünen Fensterläden sehen wir Gasthofsschilder, vor welchen Karawanen halten und sogar zwei bis drei Touristenwagen stehen. Sie kamen die einzig wegsame Straße, die Nazareth mit Haïfa verbindet. Für uns, die wir durch die Felder hierherkamen, auf den

ehrwürdigen Wegen Sichems und Bethels, mit denen Jesus als Kind schon wegen der alljährlichen Wallfahrten vertraut war, sind diese Wagen etwas Ueberraschendes. Von dem einstigen Marktflecken, der Jesu so feindselig gegenüberstand und der ehemals so verachtet war, muß wenig übrig geblieben sein. Nur der Name ist derselbe geblieben, der Name, der für die heutigen Araber ein Ausdruck des Hohnes geworden ist und mit der er die Christen bezeichnet: „Nazarener!“ Ich erinnere mich, daß sie im dunkeln Westen mich oftmals so genannt haben, und mit welcher geringschätzigem Tone!

Nach Christi Tode blieb Nazareth lange vergessen, bis zur Zeit Konstatins, wo es die ersten Wallfahrten und Kirchen sah. Später beherbergte es Tankred, Saladin und Ludwig den Heiligen während der unruhigen Periode der Kreuzzüge; zerstört nach dem Fall des fränkischen Reichs, blieb es vier Jahrhunderte lang verlassen, bis die Muselmänner, duldsamer geworden, den Christen den Eintritt und den Wiederaufbau ihrer Gotteshäuser gestatteten. — Jetzt zählt es acht- bis zehntausend Seelen, von denen wenigstens zwei Drittel den ver-

schiedenen christlichen Konfessionen angehören; — nur Juden dürfen wegen der Schandthaten ihrer Vorfahren die Stadt nicht betreten. — Im Vorübergehen besuchen wir die vergrößerte, aber mit großer Geschmacklosigkeit wieder aufgebaute Franziskanerkirche, die an der Stelle der ursprünglichen Basilika steht. Hinter dem Altar werden traurig kleine, unterirdischen Totenkammern ähnliche Gewölbe schon viele Jahrhunderte lang als das Haus Josefs und Marias verehrt. Im mohamedanischen Stadtteil wird ein Mauerrest unter einer Kapelle als die Werkstatt des hl. Josef bezeichnet. Wenn dies auch alles vielleicht glaubwürdig sein mag, so ist es jedoch entstellend und spricht nicht zum Herzen. Wir gehen an andern Orten vorüber, die noch viel zweifelhaftere Ueberlieferungen aufweisen und wünschen den morgigen Tag sehnlichst herbei, an dem wir endlich die einsamen Ufer des Sees Genesareth erreichen sollen, welche für Jesus das Vaterland seiner Wahl, — die geheimnisvolle und feurige Wiege des christlichen Epos waren.

Längs der staubigen Straße, die uns nach dem Besuch der Kirchen aufnimmt, stehen besonders

Sattlerbuden, in welchen in orientalischem Stil bemaltes Sattelzeug verkauft wird. Ueber niedrige Gartenmauern erheben sich Feigen- und Granatbäume und rebenumschlungene Palmen. Keine dunklen, gewölbten Gassen, kein streng vergittertes Fenster, wie in den alten Städten des Islams. Die wenigen Vorübergehenden in ihren langen Röcken und mit dem roten Fez haben schöne Züge und freundlichen, offenen Blick, kurz, Nazareth hat trotz der alltäglichen kleinen Monumente und engen Straßen, ich weiß nicht, welch anziehenden Reiz, der uns nach dem düstern Zauber der mohamedanischen Städte wohlthut.

Unser Lager steht oberhalb des griechischen Viertels am Rand der Straße von Tiberias, mitten in von Kakteen umsäumten Baumgruppen auf einem für Nomaden günstigen, trocknen Boden mit kurzem Gras; von hier können wir die stillen Häuschen und grünen Gärtchen, die Klöster und Cypressen überschauen. Ringsum und in der Ferne entfalten sich die mit Rasen und Blumen gleichmäßig bedeckten Berge; ein herrlicher Abend bricht an, die Dämmerung gewinnt Licht und unbestimmt zugleich, wie mit

dem Pinsel die Uebergänge der einzelnen Farben vermischend; bald sind nur noch die großen Linien zu erkennen.

Das Gefühl für die Gegenwart, für Stunden, für Jahrhunderte scheint uns hier oben verloren gegangen; ein Gefühl wie es auch die ewigen Berge, Felsen, Steine der alten Tempel, die Wurzeln der stets sich erneuernden Pflanzen empfinden müssen. In dieser Verschmelzung der Zeiten leuchtet einzig die „große Erinnerung“ auf und verschleucht alles andere. Jesus erscheint uns nach und nach wie vorhin in den rosafarbenen Blumenfeldern, und wieder sieht ihn unser spähendes, geistiges Auge als einen Menschen

Oftmals stand er wohl hier des Abends, in Träumereien versunken, auf den seine Vaterstadt umgebenden Höhen und betrachtete denselben Horizont, ließ lange den Blick über dieselbe Aussicht schweifen

Liebte er sie? —

War in seiner Seele, die von so viel höheren Gedanken erfüllt war, als unsere uns groß und edel dünkenden Vaterlandsideen, noch Platz für die menschliche Anhänglichkeit an dem heimatlichen Boden? — Das ihm so

feindselige Nazareth seiner Zeit, das ihm so hart entgegentrat, und das ihn auswies, weil er ein Kind der Stadt war, fürwahr, er konnte keine große Zuneigung für dasselbe hegen; . . . vielleicht allein für diese Berge und für die melancholischen, blumigen Auen

Uebrigens bleibt für uns das Geheimnis der irdischen Gefühle Jesu wie unter tiefer Asche begraben, und weil er uns alle mit derselben unendlichen Liebe, mit demselben unsäglichen Mitleid umfing, können wir nicht begreifen, daß er mit besonderer Liebe wie ein jeglicher unter uns an Menschen oder Dingen hing. Seine Eltern und seine Brüder scheinen ihn anfangs verkannt zu haben, wie es ja meistens geschieht, und erst, nachdem die fremden Völker ihn anbeteten, wandten sie sich ihm wieder zu. Aber die Freundschaft, wie sie die einfachsten Menschen verstehen, scheint er gekannt zu haben, denn oftmals lesen wir im Evangelium die herzlichen Worte: „Der Jünger, den Jesus lieb hatte“

Wir wissen auch, daß er gern die ländliche Ruhe aufsuchte und auf einsamen Höhen weilte, um sich dort zu sammeln und zu beten. Warum also hätte er nicht die hiesigen geliebt, die in

diesem Augenblick sich vor unsern Augen von allen Seiten verdunkeln?

Er, fürwahr, der nach dem irdischen Leben Fortdauer und unendliche Herrlichkeit vorausschaute, konnte nicht unsere wehmütige, fast krankhafte Liebe für den Heimatswinkel, für uns bekannte oder lang bewohnte Orte empfinden, — denn diese Liebe ist nur eine Form des Gefühls unserer Vergänglichkeit, eine Folge der Barmherzigkeit, welche uns der Gedanke an unsere kurze Lebensdauer aufdrängt. —

Allein, wer weiß? In Gethsemane, auf Golgatha, als die Stunde des Schreckens nahte, da alles was menschlich in ihm war vor der baldigen Vernichtung erbebte — vielleicht sah er da in seinen letzten Träumen, wie einer der Geringsten unter uns, die seiner Kindheit lieb gewordenen Berge, die stille Grasbucht am Rand der Ebene und die hoch gelegenen Weideplätze, auf denen damals wie heute die Hirtenflöte ertönte, kurz alles, das auch wir hier sehen und das jetzt nur noch als Silhouette vor uns, ohne bestimmtes Alter und gerade wie vor zweitausend Jahren zu unsern Füßen liegt. — Nachdem die Nacht hereingebrochen und wir

unter unsern Zelten sitzen, kommen einer nach dem andern, Nazarener und Nazarenerinnen, lüpfen bescheiden die Leinwandthüre und bitten um Einlaß. Die Männer bieten uns regenbogenfarbige, in Gräbern gefundene Glasgefäße an, die Frauen, welche alle schön sind, wollen uns kleine, nach überlieferten eigenartigen Zeichnungen selbstgestickte Mullschleier verkaufen. Verkäufer wie Verkäuferinnen sind Christen, und in ihrem ganzen Gebahren liegt ich weiß nicht welch liebenswürdige, brüderliche Offenheit, die uns nach dem fortwährenden Geseilsch der Juden in den morgenländischen Bazaren angenehm berührt. Unterdessen erglänzt draußen ein immer hellerer Schein und wir treten hinaus, um vor dem Einschlafen das Licht des Vollmonds zu bewundern; in unendlicher Ruhe wirft er seine silbernen Strahlen hernieder und ist wieder einmal mit der Pünktlichkeit einer Uhr erschienen, um diesem Lande seinen ganz besondern Glanz zu bringen, seinen zugleich nebelhaften und doch seltsam deutlichen Anblick zu bieten, der schon zu Jesu Zeit, seit tausenden von Jahren gekannt war.

Aus dem zu unsern Füßen im Schlasse liegenden Nazareth tönt Hundegebell zu uns

herauf, der dem Orient eigne Lärm; wir hören jedoch keine Muezzins singen, denn wir stehen hier auf christlichem Boden.

V.

Samstag, 21. April.

Glockengeläute, nicht der Gesang der Muezzins, weckt uns hier, und während unsere Maultiere uns voraus auf der Tiberiasstraße abziehen, steigen wir hinunter nach Nazareth auf der Suche nach einem Tischler, der uns für die gestern eingekauften alten Vasen eine Kiste zimmern soll.

Längs der engen Straßen des arabischen Viertels sehen wir vor den Häuschen gleich Steinwürfeln, deren Form seit Christi Zeit wohl immer dieselbe geblieben, verschiedene Handwerker, die bei Schwalbengezwitscher in der lustigen Morgen Sonne arbeiten. Sie fertigen besonders Pflüge nach sehr altem Muster an — sogar ihre Geberden sind alter-

tümlich — das Bein weit vorstreckend, halten sie mit den nackten Fußzehen das Stück Holz, welches sie bearbeiten. — Josef's Werkstätte glich ohne Zweifel den ihrigen

Wir besteigen in früher Morgenstunde unsere Pferde am Brunnen der Jungfrau Maria, um den die Frauen Nazareth's gerade versammelt sind, um Wasser für den Tag zu schöpfen. —

Da derselbe als einziger Brunnen die Stadt schon seit undenklichen Zeiten mit Wasser versorgt, kann man annehmen, daß Jesus mit seiner Mutter schon hierherkam und die einstigen Versammlungen am frühen Morgen mußten von den heutigen nicht sehr verschieden gewesen sein.

Die Frauen, die sich hier langsam und anmutig vor der antiken, den Brunnen überdeckenden Wölbung niederbeugen, haben, wenn sie sich erheben, um ihren Krug auf die Schulter zu stellen, die Grazie einer Tanagra-Figur. Fast alle besitzen die schon zur Zeit der Kreuzfahrer berühmte Schönheit, welche damals für eine Gabe der Jungfrau Maria für die Mädchen Nazareth's gehalten wurde.

Nazareth verschwindet bald hinter uns, denn wir steigen den andern Abhang des Berges hinab — wahrscheinlich den Weg, den Jesus einschlug, als er aus seiner Heimat verjagt wurde und sich nach Kapernaum begab, um dort eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Eine neue, melancholisch angehauchte Gegend entrollt sich vor uns, ein Land von Steinen, Olivenbäumen, Dickicht, unförmlichen Ruinen. Ganz im Hintergrund, in weiter unabschätzbarer Ferne, liegt ein schneebedeckter, seltsam weißglänzender Berg, der Berg Hermon, auf den wir nun vier Tage lang zugehen werden.

Mehrmals floß französisches Blut in dieser Gegend, die heute so still und völlig verlassen daliegt. Zuerst waren es die Kreuzfahrer, die lange Zeit hier Krieg führten, dann, es sind nun kaum hundert Jahre her, lieferten Kleber und Junot heldenmütige, fast wunderbare Treffen in diesem Lande.

Eine Stunde lang ziehen wir bald über steinige Felder, bald über Heiden, auf denen Ziegenherden das kurze Gras abweiden, und kommen bald darauf an einem elenden, arabisch aussehenden Dorf vorbei, an dessen Eingang

ein antiker Sarkophag dem Vieh als Wassertrug dient. Es ist Kesre-Kena, das eine vielleicht richtige Uebersetzung als das ehemalige Cana bezeichnet, woselbst Jesus zu einer Hochzeit im Hause Nathanaels geladen war. Wir verspüren nicht die geringste Lust, die zur Erinnerung an das „in Wein verwandelte Wasser“ von den Griechen errichtete kleine Kirche zu besuchen, jedoch scheint uns das so kindlich erdachte Wunder nicht mehr wie früher seiner Natur nach beängstigend für den Gläubigen; im Gegenteil klingen solche mehr als zweifelhaften Erzählungen wie eine Bestätigung der Ohnmacht der Evangelisten, die damit neue Charakterzüge für Christus und die unendliche Tiefe seiner Lehre erfinden wollten.

Hinter Cana erhebt sich das Land und die Gerstenfelder beginnen wieder — gleichmäßige, unabsehbare Felder. — Kein Dorf in Sicht, kein Baum, kein Busch. Dennoch offenbart sich die Nähe von Menschen durch große, gepflügte Bierecke, die sich in der weiten, grünen Fläche wie große in einen herrlichen Teppich eingefügte Stücke ausnehmen.

Allmählich kommen wir in immer höhere Regionen und sehen bald um uns nur Grasswuchs, der Berg und Thal überzieht. Von allen Seiten umgiebt uns jetzt eine tiefe, herrliche, unberührte Wiesen- und Blumenöde.

Endlich gelangen wir auf einen der höchsten Punkte Galiläas und entdecken neue Regionen, die wir durchwandern müssen: große, einsame Flächen, über welche sanfte Todesruhe ausgebreitet scheint; sie steigen in einer Reihe riesiger, wellenförmiger Erhebungen gleich stufenweise aneinandergereihten Hügeln ab. Mit dem samtartigen, alles gleichmäßig bedeckenden Rasen scheinen deren Linien wie verschmolzen, und langsam senken sie sich gegen einen fernen Abgrund hinab: den geheimnisvollen See Genesareth. Wir stehen hier auf dem Abhang des Berges Hattina, dessen ganz naher Gipfel steil in die Höhe ragt, jedoch bis zur äußersten Spitze gleich der ganzen Gegend mit Gras und Blumen bewachsen ist.

Ueberall herrschen unumschränkt und alles überwuchernd dieselben Gräser, dieselben Blumen. In den feuchten Bodenvertiefungen bilden unzählige Gänseblümchen große, weiße Kreise,

indes die steinigen Höhen immer wieder das ewige, entzückende Gemisch von hellgelbem Tausendschön und rosafarbenem Floy aufweisen. Bis zu den Knien waten wir im dichten Gras und soweit das Auge reicht, sehen wir immer dasselbe Bild. Unter dem Himmel hängt ein Frühlingschleier, ein feiner Dunstschleier, der die Sonne über diesem frischen Kleide der Erde mildert, als gälte es die vielen Myriaden kleiner, zarter Blumenkronen zu schützen. Unter den zahllosen, rötlichbraun blühenden Gräsern nehmen die Fernen die schillernden Tinten der Turteltauben-Halsfarbe an; — das, was einzig leuchtet unter der so bescheidenen Schattierung dieser Gegend ist dort drunten, in fast unabsehbarer Entfernung der weißglänzende Schnee des Hermons. Die Stille ist unendlich und allgemein und wird nur von Zeit zu Zeit von einer Lerche unterbrochen, die sich über das Gras erhebt, um ihren ausgelassenen, kurzen Jubel in die Luft zu entsenden.

Ueberall schwebt dieselbe wehmütige Verlassenheit über dem ganzen hl. Lande, und weder Blumenaufwand noch Vogelgesang ver-

mögen es zu erheitern — es ist vielhundertjährige Melancholie.

Dieser Berg Gattina, dessen Gipfel heute so still und friedlich vor uns liegt, hat einst große, schreckliche Zeiten gesehen und er erzitterte ehemals unter Kriegs- und Mordgeschrei. Unsere arabischen Führer erzählen, daß man dort noch Menschenknochen und Waffenreste unter dem fleckenlosen, gelben oder rosafarbenen Blument Teppich findet.

Nach der Ueberlieferung soll hier der Ort sein, wohin die unzählige Menschenmenge Jesus nachfolgte und unter welcher er die fünf Brote der Apostel verteilte!*) — Jedenfalls war hier das verhängnißvolle Schlachtfeld, auf welchem in einem Tag das wunderbare Reich der Kreuzfahrer in Palästina zusammenstürzte. Hier wurden sie alle niedergemäht an einem heißen Sommertag unter der Sonne vor sieben Jahrhunderten: die Tempelritter, die Johanniter,

*) Nach Lukas und Johannes soll die Verteilung der Brote vielmehr bei Bethsaida Julias jenseits des Sees Genesareth stattgefunden haben.

die Barone und Prälaten Frankreichs, die stets das wirkliche Kreuz Christi als höchsten Talisman mit sich schleppten. Auf die kahlen, vom Zuluwinde ausgetrockneten Höhen hatte der Sultan Saladin die heldenmütige, aber schlecht geführte Armee des Königs Guy von Lusignan gelockt. Nach der Niederlage empfing er unter seinem prächtigen Zelte die vor Durst verschmachtenden Besiegten und bot ihnen Getränke an, die mit dem von eilenden Reitern vom ewig weißen Hermon herbeigeholten Eis gekühlt waren.

Alle tranken, der König und seine Getreuen, — außer Renaud von Chatillon, den Saladin mit einem Dolchstoß niederwarf, noch ehe er den Becher an die Lippen bringen konnte. Nachdem alle ihren Durst gestillt hatten, befahl der Sultan kaltblütig die Niedermezlung sämtlicher Ritter, und das Blut der schönen, edlen Krieger färbte das Gras bis zum Abend.

Sieben Jahrhunderte sind seit diesem Tag verflossen. Während der langen, stillen, unbeweglichen Zeit wurde das hohe Gras, das bald über die Schilder, die Waffen und Toten gewachsen war, nicht mehr betreten, — nur hie und da

von Beduinenhirten und immer seltener Vorübergehenden durchzogen.

Im Hintergrund in den fernsten Regionen, die sich wie ein Abgrund mit sanften Abhängen vor uns aushöhlen, zeigt sich eine graublaue Fläche: der See Genezareth! . . . Aus frommer Andacht und einer gewissen Scheu, näher zu treten, bleiben wir im endlosen, hohen Grase still stehen, damit er einen Moment länger mitten in seinen Blumen in berückender Entfernung bleibe. Wir wollen hier Mittagskraft halten.

Allein in der baumlosen Gegend ist der Schatten etwas seltenes, und obgleich die Sonne bedeckt ist, wird sie zu drückend für die Schläfer. Wo nun Schutz finden für unsere Häupter? Wir gehen bis zu dem einzigen Fels, der aus dem dichten Grün wie der Rücken eines liegenden Tieres hervorsteht; auf der einen Seite überhängend, bietet er uns Schatten und Kühlung in einem Winkel, in welchem zwei bis drei Personen Platz finden können. Die Vegetation ist hier dicht und üppig: übermäßig hohe Gräser, majestätische Akanthaceen, unbekannte Blumen auf hohen Stengeln; — zuerst müssen wir mit wuchtigen Säbelhieben alles niedermähen und mit den

Füßen zertreten und zerstampfen, wodurch die stille Welt der Insekten: die Schmetterlinge, Käfer, Libellen und Heuschrecken eilends entfliehen. Nachdem unsere Zelteppiche auf dem niedergetretenen Gräsern wie auf einer Matratze ausgebreitet liegen, wird dieser Ort zu einer der entzückendsten unserer täglich wechselnden Lagerstätten.

Wir befinden uns hier noch ziemlich hoch und überschauen, als ob wir in der Luft schwebten, das weite Gebiete Galiläas. — Es sind Stunden unvergeßlicher Träumerei, die wir im einsamen Versteck verbringen, während unsere angepflöckten Pferde mit Wollust in den Blumen untertauchen und sich an grünem Heu berauschen. Sehr weit dort unten, tief unter uns, sehen wir in den Falten des gleichmäßigen Samts ein Stückchen des Sees Genezareth. — Auge und Geist sind dorthin gerichtet.

*

*

*

Immer matter wird das Licht, am Himmel sind keine Wolken, und doch scheint die Sonne fast nicht mehr; etwas Durchsichtiges, gleich dem Dunst der nordischen Gegenden verschleiert den ganzen Himmel, und wenn wir in der Nähe unseres Schutzwinkels umhergehen, zeichnet sich kaum unser Schatten auf dem Grase ab. Im Süden, von wo wir kamen, ist dieses milde Licht ungekannt und zur Melancholie des Ortes fügt es den Eindruck, als seien wir viel höher im Norden. Der Berg Hattina bleibt in unserer Nähe — auch sein mit rosa Flog übersäeter Gipfel ruft die Erinnerung an die einstigen Gläubigen zurück. Alles dies hat ein Ende genommen, und wie sehr kommt es uns zum Bewußtsein beim Anblick der verlassenen Gegend, der unberührten Blumenwelt des Berges, wohin ehemals die Menge Jesu nachzog! . . . Wo sind sie heute, die Scharen die herbeiliefen, um einen Propheten anzuhören? . . . Wo sind sie, die fahrenden Ritter, die zu neuen Kreuzzügen auszögen? . . . Das Grün der Natur hat wohl daran gethan, den Boden, der solche Dinge gesehen, mit seinem Bahrtuche zu bedecken; — und es ist gut, daß das geheiligte

Land von Galiläa verschlossen und ausgestorben bleibe.

Weder Schatten noch Sonne, es ist nicht kalt, doch kaum warm, und süßer Heugeruch durchdunstet die unbewegte Luft. Alle entfernteren Berge haben je nach ihrer Höhe allmählich horizontal gestreifte, schattierte Farbentöne unter dem leicht in der Luft schwebenden Dunst angenommen. Etwas nur sticht in dem verschwommenen Ganzen glänzend ab: es ist immer dort unten der schneeige Gipfel des Hermon, welcher Saladin das Eis zum kühlenden Trunk lieferte; hell, klar und blendend weiß scheint er in der Luft zu schweben, auf durchsichtigem, unsichtbarem Grunde zu stehen.

* * *

Außer der Bahn, die wir uns in den Blumen gebrochen, ist der bunte Samtteppich überall unberührt, auch auf den nach der Tiefe absteigenden Bergen und Thälern, in welchen der See Genezareth schlummert. Man errät, daß es ebenso jenseits der bläulichen Wasser sein müsse, auf dem andern noch einsameren Ufer, dessen

Berge in der großen Ferne feine, seltene Farben annehmen — Perlmutter, grau oder blaßviolett. Keinerlei Bewegung, — keinerlei Geräusch in der ganzen weiten Entfaltung dieses Graslandes; — elysäischer Frieden, unter gedämpftem, bescheidenem Lichte; paradiesische Wehmut wie nach dem Ende der Zeiten. Nur manchmal der Aufflug einer Lerche oder eines Wiedehopfs, die sich froh jubelnd erheben, um mit voller Kehle in den Lüften zu singen, deren Stimme jedoch bald eingeschüchtert, sich in der geheimnisvollen Stille verliert.

* * *

Nach wieder aufgenommenem Marsche dünkt es uns wie eine bezaubernde Erscheinung, am Rand des immer größer werdenden Sees das Bild der Stadt Tiberias zu erblicken. Von der Höhe aus gesehen, sollte man meinen, eine dieser Städte des hl. Landes vor sich zu sehen, wie man sie auf den Meßbüchern aus der Zeit der Kreuzzüge ohne jede Perspektive gezeichnet findet; — ideal, orientalisches und antik liegt es unter dem blauen Traumbhimmel, wie das stille Land

irgend eines Dornröschens, für welches die Zeit des Erwachens verstrichen ist.

Eine alte, schwarze Mauer mit gewaltigen Bastionen schließt kleine Kuppeln ein, — die einen weiß getüncht, die andern grau, unter welchen hie und da schwache, sich neigende Palmen in die Höhe schießen.

Und alle diese von oben beschauten Gegenden heben sich von der grünen Fläche des Sees ab, der sich hoch darüber wie ein traurig bedeckter Himmel ausstreckt, — als ob er sie überschwemmen wolle. Keine Straße führt nach diesem Tiberias, ringsum breitet sich das Gras bis unter seine Mauern aus. Kein Schiff längs des ausgestorbenen Landungsplatzes, noch anderswo auf dem eingeschlossenen kleinen Meere. . . . Oh! dieser Schlaf über den alten Städten des Orients.

* * *

Nach rabbinischen Ueberlieferungen war Tiberias im ehemaligen Kanaan das Kafath oder Cinnareth, welches den Kindern Naphthalis zufiel (Josua XIX, 35).

Zur Zeit Christi war es eine ganz junge Stadt, unfertig sogar, bis sie der prunksüchtige Herodes Antiges in griechisch-römischen Stil auf der Stelle des ursprünglichen Nakath erbauen ließ und mit fremden Gözendienern bevölkerte. Sie glich wahrscheinlich Sebastia, wie so vielen andern Schöpfungen jener unruhigen Uebergangszeit, in welcher sich in ganz Palästina Paläste, Tempel, Säulen in neuem, dem römischen knechtisch nachgeahmtem Stil erhoben. Im Evangelium Johannis ist sie zu erstemal mit dem jetzigen Namen genannt: „Es kamen aber andere Schiffer von Tiberias.“ (Johannis VI, 35).

Nach der Zerstörung Jerusalems erhoben sie die Juden, welche sie bisher verschmäht hatten, zu ihrem religiösen Mittelpunkt und bald wurde sie ihnen heilig; sogar das Synedrium verließ Sapphoris, um sich dorthin zu flüchten. Während einiger Jahrhunderte, als die christlichen Ideen anfangen, die Welt in andere Bahnen zu bringen, blieb es das hartnäckige, düstre Zentrum des Judentums. Aus seinen in Israel berühmten rabbinischen Schulen ging zuerst die Mishna hervor; dann im dritten Jahrhundert der schwerfällige, inhaltlose Talmud, und wieder

dreihundert Jahre später die gelehrte Massora, in welcher noch der hl. Hieronymus forschte. —

Später kam Kosrhoes der Schreckliche nach Tiberias, nachher der Kalif Omar; zur Zeit der Kreuzzüge wurde es unter Tancred zu einem Lehen gemacht, kam aber nach dem Sturz des fränkischen Reiches wieder in die Hände der Sarazenen, verfiel endlich in den großen, arabischen Schlaf — und wurde nach und nach vergessen. Als im vorigen Jahrhundert die Armee Bonapartes dort erschien, war es trotz der von Dzaherel Rhamr wieder aufgerichteten Mauern schon seit langer Zeit nur noch ein Haufen verlassener Steine.

Wir nähern uns der Stadt auf undeutlichen, menschenleeren Pfaden und sehen deutlich vor uns das große Schattenbild, die große Mumie einer Stadt: ihre Wälle, durch Erdbeben geborsten und gespalten, zeigen überall tiefe Breschen, durch welche wir ebenso leicht als durch die Thore einreiten könnten. Und im Innern ist kaum etwas andres als Gras und Ruinen zu erblicken. Man belehrt uns jedoch, daß seit etwa zehn oder fünfzehn Jahren viele fromme Juden aus Afrika, Spanien und Polen

nach Liberias kamen, um auf dem alten, in ihren Augen geheiligten Boden ihrer Väter zu leben, auf welchem der so lang ersehnte Messias geboren werden soll. Gegenwärtig befinden sich sich etwa zwei- bis dreitausend Einwohner in den Trümmern der Stadt, die vom nördlichen bis zum südlichen Thore einen Kilometer mißt.

Es macht einen seltsamen Eindruck, hier bei heißer Abendsonne einzutreten; — in den Straßen, den Niederungen, nahe am Ufer der wieder-
spiegelnden Wasser ist es bedeutend wärmer, als auf den Höhen.

Heute ist gerade der Tag des großen Sabbath's, der Dstertag, der den leblosen Straßen melancholische Sonntagstimmung, wehmütiges Festgepräge verleiht. Längs des kleinen, orientalischen Berges, über welchen wir kommen, sind die hölzernen Buden geschlossen; die wenigen Bewohner, die Sefardims oder polnischen Juden mit der wachsblichen Gesichtsfarbe, die braunen Juden oder Achkenazims aus Afrika gehen hier schwachend spazieren, sind wie in Jerusalem mit langen Samtröcken bekleidet und tragen Pelzmützen auf dem Kopfe.

Beim Vorübergehen an ihren unförmlich gebauten, weiß übertünchten, meistens in den Ruinen aufgebauten Häuschen können wir in das Innere sehen. Die Frauen stehen am Fenster in bunten Kattun- oder seidenen Gewändern, ihre Haare sind mit kleinen Tüchern aus Silber- oder Goldgaze zusammengehalten und noch überdies mit lebenden Blumen geschmückt; die hebräische Bibel in der Hand haltend, singen sie nach alten Weisen die Psalmen des Königs David mit schriller Stimme in die Totenstadt hinaus. Nachher kommen wir in die verlassenem und in tiefes Schweigen gehüllten Stadtteile, die an die Verwüstungen Pompejis und Herkulanums erinnern.

Die Stadt ist zu groß für die wenigen, aus der Verbannung gekommenen Bewohner, die versuchen, ewig vergangene Zeiten wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Es befanden sich hier zwei bis drei Kirchen christlicher Mönche, eine auffällige weiße Moschee und zwei Synagogen, in welchen junge Leviten im dunklen Talmud studierten.

Wir ziehen durch das nördliche Thor ein, treten durch das südliche aus der Stadt und

finden hier auf Gras und Blumen unsere Zelte am Fuße der düstern Wälle.

Raum angelangt, stattet uns ein guter, alter Priester, der ein demütiges Apostelgesicht hat, seinen Besuch ab — Josef Frejat, ein lateinischer Pfarrer — und ladet uns ein, morgen Sonntag seiner frühesten Messe in seiner sehr kleinen Kirche beizuwohnen. Außer den Juden, die in Majorität hier sind, leben in Tiberias etwa tausend andere Einwohner, theils römisch-, theils griechisch-katholische, theils Araber oder Türken.

Nachdem wir unsere Waschungen im frischen Wasser des Sees vorgenommen, gehen wir neu gestärkt und herrlich ausgeruht, zu Fuß auf's Geratewohl am öden Ufer entlang, indes entzückende Abendruhe hereinbricht.

Außer den zwei Kuppeln der warmen Bäder von Emmaus bemerken wir nichts mehr auf unserm Wege. Einsamkeit um uns herum — Einsamkeit auch jenseits der stillen Wasser; auf dem westlichen Ufer sollen nur einige gefährliche Nomaden hausen, und auch auf dem ehemals von Jesus geliebten, nördlichen, wohnt niemand mehr. Immer wieder dasselbe Land von Gräsern, die mit grünem Samt überzogenen Berge ohne

Fels und ohne Baum, sogar die Namen so vieler Städte vergangener Zeiten sind nicht mehr aufzufinden. Der durchsichtige Nebel, der uns heute auf der Höhe des Hattina umwob, hat sich von der Erde getrennt und zu Wolken verdichtet; von der schon tief am Himmel stehenden Sonne von unten beleuchtet, nehmen sie sich wie ein großer taubengrauer Schleier aus; die rote Abendsonne wirft ihren Schein auf den ganzen östlichen Teil des einsamen Sees, auf die gegenüberliegenden Gestade, indes wir hier im lauen Schatten stehen und sich dort unten im Norden die Hügel, auf welchen Magdala, Bethsaida und Kapernaum standen, verdunkeln. Friede, den Worte nicht beschreiben können, unendlicher, überirdischer Friede liegt über dieser Wiege des Christentums und der Welt . . . und unwillkürlich reden wir leise, als ob wir in einem Tempel stehen

Ohne Zweifel sind die Worte von Liebe und Hoffnung, die hier an dieser Stelle erklangen und ihren Flug über die ganze Erde nahmen, um die Menschheit Jahrhunderte lang zu trösten und aufzurichten, heute fast ebenso tot wie die Ufer des Sees; allein stets werden unsere

modernen Seelen darunter leiden, und am See Genezareth ist trotz alledem unsere wahre, geheiligte Heimat. Uebrigens könnten weder goldne Altäre, noch von Kaisern errichtete Basiliken besser die Stätte großer Erinnerungen bezeichnen, als diese Verlassenheit, dieser Rückschritt des Lebens, dieses Reich des Schweigens und diese Herrschaft der Gräser, wie sie nach dem Ende aller menschlichen Zeiten kommen soll.

An dem Geröll des Strandes brechen sich kleine, unschuldige Wellen und nezen antike Topf- und Glascherben, die schon solange hin- und hergerollt wurden, sodaß sie wie Smaragd- kiesel aussehen. Die Berge ringsum scheinen bei anbrechender Nacht näher zu rücken und die laue, linde Luft ist mit köstlichem Heuduft erfüllt. Das Gefühl des höchsten, ungetrübtesten Friedens, das hier alles beherrscht, selbst der Eindruck der Verlassenheit und des Todes, umhüllte uns sofort in der Nähe dieser Stätten, wie schon auf den stillen Höhen. Es will uns scheinen, als ob ihn Jesus hier zurückgelassen, diesen höchsten Frieden, der von ihm ausgeht; denn wir fühlen uns anders, so losgelöst von kleinlichen Anwandlungen, beruhigt und gütig, zugänglich für mildes Erbarmen

und unbeschränktes Mitleid, und jene Worte erklingen in uns mit neuem Sinn, wir verstehen sie zum erstenmal und fast rühren sie uns zu wohlthätigen Thränen: „Ich gebe Euch meinen Frieden! — Ich lasse Euch meinen Frieden!“

Friede sei mit Euch!

Da der Tag sich immer mehr neigt, kehren wir um und gehen langsam über einen unmerklichen Pfad, mitten unter blühenden Disteln und wildem Hafer nach Tiberias zurück. Die Hirten bringen gerade ihre Herden unter den Schutz der Wälle, von Zeit zu Zeit umgeben uns ganze Ziegenherden, die auch unsern Weg einschlagen; in dem raschelnden Geräusch der Blätter trippeln tausend leichte, kleine Füße dahin, überholen uns und entfernen sich; — so gehen wir langsam und sinnend weiter Und vor uns liegt dieses ganze nördliche Ufer, an das wir morgen im Boote fahren, dieses Ufer, das Jesus liebte, auf dem von hier aus das dunkle Becken des Jordans, nahe an der Wüste von Bethsäida, zu erblicken ist.

Während wir in unsre Leinwandbehausung am Fuße der großen Mauern zurückkehren, sind die

Juden und Jüdinnen in ihren schönen Sabbathkleidern aus den Ruinen Tiberias herausgekommen und sitzen im Gras um die Gräber der alten Rabbiner gruppiert. — So dauert das Fest des Tages am melancholischen Abendort und die seltsamen Farben ihrer Gewänder werfen helle Flecken in die Dunkelheit.

Nach unserm Nachessen unter dem Zelte sollen wir in die Stadt zurückkehren, um zwei französische Priester zu besuchen, die Aelte B. und L., die wir neulich in Jerusalem trafen. Sie bereisen Palästina, um ihre gelehrten Studien über christliche Archäologie zu vollenden, und haben versprochen, uns morgen bei unserer Wallfahrt nach dem sich von Kapernaum bis Magdala erstreckenden Ufer zu begleiten.

Sie wohnen am andern Ende von Tiberias, im kleinen Kloster der Mönche; wir müssen daher nochmals durch die ganze Stadt und zwar bei dunkler Nacht; — dies erlaubt uns, unterwegs in alle jüdische Häuser durch die offenen Fenster zu blicken. Die Sabbathlampen sind in den weißgetünchten, hie und da auf den schwarzen Ruinen sich erhebenden Stuben angezündet; die Familien sitzen in ihren Festkleidern um den

Tisch bei den Osterbroten. Die Frauen sind in ihrem Kopfsputz aus natürlichen Blumen und Goldgaze etwas barbarisch geschmückt; mit voller Stimme lassen alle zusammen ihre Freude über das wiedergefundene Vaterland nach einer Verbannung von mehr als tausend Jahren ertönen. Mitten in den dunklen Straßen begegnen uns einige dieser Sängler in Samtröcken, furchtjam drücken sie sich beiseite beim Anblick unserer großen Laterne und der Gruppe Araber, für die sie uns halten. Es ist seltsam, wie diese Leute in der Totenstadt ohne Verbindung mit der Außenwelt leben und sich freuen können! Um es zu begreifen, muß man wissen, daß sie von europäischen Israeliten, ihren so reichen Brüdern (die ja auch unsere Geschäfte im Westen mit ihren Millionen an sich gerissen), unterstützt sind. Es ist spät für Tiberias, als wir uns von den Abbés verabschieden. Unsere Rückkehr ins Lager ist köstlich beim Mondschein, der unsere Zelte ganz weiß auf dem dunkeln Samt des Rasens erglänzen läßt und der neben uns den Schatten der düstern Wälle und der wenigen schlanken Palmen tiefschwarz hinwirft, der alle

Dinge verändert und vergrößert und uns vollends das Bewußtsein der Zeiten entreißt.

VI.

Sonntag, 22. April.

Im reinen Morgenlichte, in lustiger Sonntagsbeleuchtung und immer im Frieden, der den See Genezareth einhüllt, eilen wir, um unser gegebenes Wort zu halten, zur Sechß-Uhr-Messe des bescheidenen Priesters, der uns gestern besuchte. — Der Altar ist mit weißem Perkal und etwas weißem Mull verziert, der Kreuzweg mit naiven Malereien auf Papier bekleidet. Man kann sich nichts einfacheres denken: weiße Keilichkeit bei Schwalbengezwitzcher und Sonnenstrahlen, die durch die offenen Fenster dringen. Kein Sitz bleibt leer, alle Bänke sind besetzt. Während der nach orientalischem Ritus abgehaltenen Messe essen alle Pfarrkinder das geweihte Brot und singen dann alle zusammen; als bekehrte Araber

stimmen sie das Kyrie und Sanctus mit der Fistelstimme der Muezzins an, als ob sie hoch oben auf den Minarets bei anbrechendem Tage ständen Zum Schluß ist eine Prozession in der Kirche, die kleinen Kinder laufen am Ende des Zuges und singen wie die Vögel aus voller Kehle.

Ehe der gute Priester Abschied von uns nimmt, ist es ihm daran gelegen, uns in seinem weißgetünchten, ihm als Pfarrhaus dienenden Stübchen zu empfangen. Ein Bett, ein Strohsessel, einige Bücher sind sein ganzer Reichthum; sein Gehalt beläuft sich monatlich auf siebzehn Franks. Seit zwanzig Jahren ist er in Liberias und sein einziger, irdischer Traum wäre, hier in Frieden auf das große Kästel des Endes warten zu dürfen, hier zu bleiben bis zu seinem Tode. — Es hat ihn so sehr gerührt, daß wir seiner Einladung Folge geleistet, und nun bittet er um Erlaubnis, uns im Augenblick des Abschiedes — wahrscheinlich für alle Zeiten — den Friedensfuß geben zu dürfen.

Wir schicken unsere Pferde, unsere Maulthiere und unser Gepäck nach Bethsäida über die Fußwege längs des Ufers und steigen auf

den unbelebten Landungsplatz von Tiberias hinab, um die zwei Abbés, unsere Reisegefährten, zu erwarten. Nur drei oder vier Boote sind auf dem See zu erblicken, den zur Zeit Jesu zahllose Fischerboote durchkreuzten; sie liegen hier längs der alten Steinplatten, am feierlich öden Platze befestigt, und nach langen, unangenehmen Unterhandlungen mit den Arabern, ihren Besitzern, mieten wir zwei für unsere Reise.

Bei klarer Morgensonne spiegelt Tiberias seine Ruinen im stillen See; bis zum Rande erheben sich tausendjährige Häuser, Festungsmauern, große unverständliche Wölbungen, deren ehemalige Verwendung in Vergessenheit geraten. Einige jüdische oder arabische Frauen in hellfarbigen Tunikas kommen aus ihren verwahrlosten Behausungen, gehen bis über die Knöchel ins Wasser, die einen um große, römisch geformte Krüge, die sie auf der Schulter tragen, zu füllen, — die anderen, von miauenden, magern Katzen gefolgt, um Fische auf den Steinen zu waschen. Dies ist die ganze Bewegung des Morgens längs des menschenleeren, großen, von wunderbarstem Licht bestrahlten Landungsplatzes. Endlich Herr

unserer Boote geworden, machen wir uns bei lauem, fast unmerklichem Winde segelfertig; — gerade so in ähnlichen schönen Morgenstunden segelten ehemals die Apostel, welche meistens Fischer waren, auf den entzückenden See hinaus.

Langsam schwindet das Bild von Tiberias und wirft in langen Streifen seinen Widerschein in den ewigen Spiegel. Aus der Ferne erscheint uns Tiberias nach und nach wie eine große Stadt, ja man könnte sie dafür halten, wäre nicht die Stille ringsum und der niemals betretene grüne Grasteppich auf den Bergen. Die gleichmäßige Wüste umgiebt uns überall, dieselben Gestade, dieselben starren Berge, kahl ohne Fels, ohne Baum, entzückend grün und still unter dem blauen Himmel und über dem blauen Wasser.

Außer dem unfrigen kein anderes Segel in Sicht! Auf der unbeweglichen, früher so belebten Wasserfläche wurden ehemals von den verschiedenen kleinen Flotten wahre Seeschlachten geliefert. Und die Städte, wo sind sie? — Gamala, Gergesa, Bethsaida, Julias, Kaper-naum und Magdala? Sogar ihre Ruinen sind

verschwunden! Nur ganz in der Nähe, sagen die Priester, unsere Gefährten, fänden sich noch Spuren. Wenn man das zerstörte Land durchstreift, entdecke man an gewissen Stellen unter Gras und Blumen ganze Haufen großer, behauener Steine, eine Menge Säulen, die wie die Toten nach einer Schlacht am Boden ausgestreckt liegen. Jedoch weiß man nicht mehr, zu welcher verschwundenen Stadt die Trümmer gehören, noch welche Namen man ihnen geben soll . . . Und hier wie überall in Palästina und Idumäa bleibt man verwirrt vor dem Rätsel solcher Vernichtungen stehen.

Als Liberias für uns schon nicht mehr sichtbar ist, zeigt sich El Medjel, das einzige noch bestehende Dorf, am Eingang der Ebene von Genezareth. Wahrscheinlich erhob sich ehemals Magdala an dieser Stelle, die Heimat Maria Magdalenas; sie war früher eine große Stadt an der ältesten Straße der Welt — der Straße von Jerusalem nach Damaskus, die heute nur noch ein selten betretener Pfad ist. Am Fuß eines einzigen Baumes, eines Balsenbaumes aus Galaad — bildet dieses El Madjel eine Gruppe von etwa zwanzig elenden und

furchtsamen Fellahhäuschen mit fensterlosen, dicken Mauern, als ob sie Belagerungen auszuhalten hätten; — in der That werden sie durch die Beduinen der nahen Wüsten oft geplündert. —

Tiberias verschwindet gänzlich dort unten, untergetaucht, wie ertrunken in den stillen Wassern des Sees. Dann kommt an Medjel die Reihe zu verschwinden, und wir erblicken ringsum nichts mehr, als die samartig mit Gras bewachsenen Berge. Nur im fernen Norden schimmert der Berg Hermon, den die Araber den „großen, weißen Scheik“ nennen, in dem wehmütigen Glanze seines Schnees mitten in dem uns überall umgebenden Grün und Blau. —

Die Brise hat nachgelassen und wir müssen die Segel anbinden und das schwere Boot mit Rudern fortbewegen. Die Hitze ist erschlaffend unter dem wolkenlosen Himmel und über dem lästigen Ausstrahlen des Wassers. Hier, wie in der Umgebung des toten Meeres, bewirkt die tiefe Senkung des Bodens (mehr als zweihundert Meter unter dem Meeresspiegel) ein ausnahmsweis den tropischen Pflanzen und Fischen

günstiges Klima. Der See, der etwa zwanzig Kilometer Länge bei neun oder zehn Kilometer Breite hat, scheint von Stunde zu Stunde schmaler zu werden. Wundervoll rein wird die Luft nach dem dunstigen Morgen und klar ist die Fernsicht nach beiden Ufern.

Zu unserer Rechten auf der Ostseite lag die Stadt der Gardarener, die Jesus ängstlich baten, von ihrem Lande zu weichen, nachdem er die hier in Gräbern wohnenden vom Teufel Besessenen geheilt hatte. Heute ist nichts mehr auf dem Berge, als das unendliche Leichentuch der Gräser. Ueberdies hausen hier räuberische Beduinen, und wir müßten zahlreicher und besser bewaffnet sein, um ohne Gefahr ans Ufer zu steigen. Vor uns liegen die Gestade, die wir besuchen wollen, — das geheiligte Land von Kapernaum, — doch wir erblicken nichts weiter, als die Fortsetzung desselben grünen Bahrtuches. Westlich, zu unserer Linken, erstreckt sich die Ebene von Genezareth, welche eingeengt zwischen dem See und den Bergen, sehr klein im Vergleich zu dem Namen ihrer großen Vergangenheit vor uns liegt. Damals war sie prachtvoll bebaut und die Straße

von Jerusalem nach Damaskus, die sich hindurchzog, verursachte fortwährende Durchmärsche von Truppen und Karawanen. Der Geschichtsschreiber Josephus spricht von ihr als von einem bezaubernden Garten, welcher dank der ungewöhnlichen Temperatur der niederen Lage mit seltenen Blumen und Bäumen bewachsen war. — Allein auch hier davon nichts mehr! . . . Eine kleine, undurchdringliche Wüste von Buschwerk und ein Gewirr von Schilf!

Die Sonne ist brennend heiß; das Wasser des Sees bleibt kaum gekräuselt beim Vorübergleiten der langsamen Boote. Von Zeit zu Zeit halten die Ruderer, unsere Träumereien unterbrechend, an, bücken sich und schöpfen Wasser in der hohlen Hand, um es zu trinken; oder irgend ein in seinem Schlaf gestörter Fisch schnellt in die Höhe und fällt wieder herab. Man läßt jetzt die Fische, nach welchen ehemals die Apostel ihre Netze auswarfen, in Ruhe; sie müssen sich in dem verlassenen See ungeheuer vermehrt haben.

*

*

*

Nach zwei bis drei Stunden landen wir endlich zwischen Schilf und Oleander an einem Ort, Tell houm genannt, der seit dem XVII. Jahrhundert für das von Jesu erwählte Kapernaum gehalten wurde, die „feine Stadt“ in der hl. Schrift genannt wird. (Matthäus IX, 1.) Aber noch wahrscheinlicher war es das in den Verwünschungen inbegriffene Chorazin: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Doch ich sage euch, es wird Tyro und Sidon erträglicher gehen am jüngsten Gericht, denn euch.“ (Luf. X, 13, 14. Maath. XI, 20, 22.)

Wir müssen uns mit Stockhieben einen Weg durch die ineinander verschlungenen Pflanzen bahnen, durch Schilf, Disteln, Akanthaceen, um bis zu den Ruinen zu gelangen. Zahllose Fliegen und Libellen schwirren um uns herum und entfliehen aus den hohen, uns überragenden Blumen. Ein großes Etwas liegt hier gleich einem Riesenraupennest: — ein Beduinenzelt, und zwei junge, hagere Gestalten, wilde, düstere Gesellen mit dem traditionellen, braunen Schleier, dessen Zipfel zwei lange Ziegenohren bilden, tauchen bis zur Hälfte aus dem Gewirr der Gräser wie Tiere, die sich furchtjam beim

Herannahen des Führers erheben. In den Ruinen lagern stets Beduinen, die dort nach Schätzen suchen.

Auf dem Boden liegen halb verschüttet Säulen korinthischen Stils aus schwarzem Basalt; mit Bildhauereiarbeit versehene Grundmauern und Frieße, das Ganze in einer üppigen Pflanzenwelt versunken. — Wie gern möchte man die Meinung teilen können, nach welcher hier das alte Kapernaum gestanden haben soll, diese Trümmer wären danach die ehemaligen Steine des Tempels, in dem lange Zeit Jesu Stimme vernommen wurde. — Jedoch viel wahrscheinlicher sind sie die Ueberreste irgend einer schönen Synagoge aus der talmudischen Zeit, als die mosaische Zivilisation wieder hartnäckig in der kleinen, einsamen Gegend aufgeblüht war.

Mehr im Westen gegen Genezareth zu mußte man das wirkliche Kapernaum suchen, denn nach den unbestreitbaren Beweisführungen des Geschichtschreibers Josephus besaß es eine sprudelnde Quelle, in welcher eigentümlicherweise ein seltener Fisch lebte, „der Fisch, der schreit“ (Claris Macrocanthus). Nun sind dort zwei

der Beschreibung entsprechende Quellen, die von Ain-et-Tin und die von Ain-et-Tabigha, welche wir gleich erreichen werden, und die den seltsamen Fisch noch bergen. Doch entdeckt das Auge in der ganzen Umgebung keine Ruinen.

Es bleibt also ein Räthsel, dessen Lösung weder Schilf noch Gräser entwirren können. Ueberraschen muß es jedoch, daß die ehemaligen Christen und die Pilger unserer Zeit, die von jeher massenhaft nach Jerusalem zogen, sich so wenig um das geheimnisvolle Kapernaum gekümmert haben — um diese Stadt Jesu, in der er die drei wichtigsten Jahre seiner Mission verbrachte.

* * *

In unsere Boote zurückgekehrt, fahren wir langsam an der Küste gen Westen, in der Richtung Bethsaida, entlang.

Was kümmert uns jetzt die mehr oder wenig genaue Mutmaßung über die Lage der verschwundenen Städte. Diese Gestade des Sees Genesareth bleiben für uns ein unentweiheter Tempel der großen Erinnerung.

Seitdem Jesus hier den galiläischen Fischern predigte, hat die Erde, mitgerissen in die unbekanntten Bahnen ihrer Sonne, undenkliche Strecken im Weltenraum zurückgelegt; allein dieser besondere Punkt ihrer Oberfläche blieb hier unverändert; die geologische Beschaffenheit blieb dieselbe; die kleinen Vorgebirge, die friedlichen Buchten sind an denselben Stellen ausgezackt und mit dem ewigen Gürtel von Rohr und Oleander umschlossen; dieselben Blumen, dieselben Tiere erscheinen mit jedem Frühling wieder.

Also hier ereignete sich der überlieferte Vorgang: Fischer gruppierten sich des Abends in ihren Boten um den, der ungeahnte, wunderbare Dinge predigte.

Zu Land strömten gleichfalls die Mengen herbei und die Bote näherten sich bis zum Saum der Gräser, damit alle hören konnten.

Und nach und nach bildete sich eine schlichte Gemeinschaft von Männern, die sich um den Nazarener schartete, alles andere vergessend, um in seiner Nähe in einem neuen, himmlischen Traum zu leben.

Wie unbedeutend war sie anfangs, diese kleine Verbrüderung der orientalischen, zu Träumereien geneigten Seelen: — unwissend in allen Dingen und weder die Zivilisationen und Philosophieen der Erde, noch die elementarsten Himmelsgesetze kennend; — lange schwankend, voller Schwachheit und Unglaube neben dem jungen Meister.

Allein was er predigte, dieser junge Meister, war so göttlich, daß wir noch im Glauben an ihn leben und sterben.

Die einfachen Menschen, die ihm zuhörten, überlieferten uns seine Worte so gut sie konnten, — oft sehr unvollkommen, mit irreführender Einfalt wie die Synoptiker oder mit einem Gemisch von persönlicher Theorie und Eitelkeit wie Sankt Johannes.

Aber trotzdem haben sie die Welt neunzehn Jahrhunderte lang erschüttert und gelenkt, und seitdem ist nichts gefunden worden, das ihnen gleich käme. Und unbewußt sind wir so sehr von der Lehre Jesu durchdrungen, daß unsere anscheinend neuesten Theorien dennoch von ihr ausgehen. Die Sozialisten

fogar, oder jene zum Aeußersten Gebrachten, die überall sein Kreuz zerstören, sind im Grund seine Jünger und eben so irrefeleitet wie gewisse fanatische Priester und Dunkelmänner.

Er hatte größere Umsturzideen als sie alle; er sprach das wahre Gebot des Friedens, das Vinderung für jedes Leid bringt, das niemals vor ihm auf Erden befolgt wurde und welches allein imstande wäre, unsere heutigen Stürme zu besänftigen:

„Liebet Euch untereinander!“

Welch große Stille jetzt an diesen Ufern!

Welch ein Todesschlaf über dieser Wiege der Welt!

Brennend heiß ist die Mittagsstunde und unsere Boote schleppen sich immer schwerfälliger unter der drückenden Sonne, längs des Schilfes bei Mückengefumm dahin.

Wir stehen unter dem Einfluß der stummen einsamen Ruinen.

„Er sagte unerhörte, wunderbare Dinge!“ Und dies war hier in den seit Jahrhunderten wieder öde gewordenen Buchten, an denen nur wir allein vorüberfahren und nur die Myriaden

auf dem Schilf eingeschlafener Libellen wecken. Es war zur Zeit, als dieses nicht mehr vorhandene Galiläa ein junges, zugleich naives und thatkräftiges Leben lebte. Bei seinen Worten gerieten Städte und menschliche Gesellschaften, die wir uns nicht mehr vorstellen können, in Gährung und Entzücken; Augen und Gesichter, deren Staub nicht mehr zu finden ist, strahlten und leuchteten auf. —

Er sprach von Verzeihung, von unendlicher Barmherzigkeit zu einer Zeit, da die Menschen nur die finstern Götter kannten, die Diktatoren der alten Gesetze von Rache und Blut.

„Er sagte unerhörte, wunderbare Dinge!“

Oh! wer sie heute noch hören könnte, ohne die menschlichen, verkleinernden Thaten, so wie sie das Schiff und die Steine des Ufers vernommen. Oh! wer den strengen Sinn der Worte festhalten könnte, weniger symbolisch als den der Evangelisten, aber den Seelen aller Zeiten zugänglicher.

Wir können es kaum begreifen, wir die jetzt im Innern so tiefe, christliche Erbschaft bergen, wie neu und umstürzend die Worte Jesu

zur Zeit, als er sie aussprach, klangen als er am Brunnen zu Sichem sagte: „Die Zeit wird kommen, da ihr weder auf dem Berge, noch in Jerusalem anbeten werdet; Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Er war der erste, der die engherzige Anbetung vor den Altären und Heiligtümern abschüttelte, die damals die Grundlage aller menschlichen Religionen war und noch heute in zahllosen Seelen, zweitausend Jahre nach ihm, fortbesteht. —

Er sprach von Brüderlichkeit zu einer Zeit, als dieses Wort, das jetzt von seiner ersten Größe wegen des mit ihm getriebenen heuchlerischen Mißbrauchs verloren hat, bezaubernd, erstaunlich und erhabend wirkte.

Alle Menschen Brüder, alle Völker Brüder und in derselben Eigenschaft Kinder des ewigen Gottes! Die Mauern der alten Tempel erbeben ob dieser Reden, denn damals standen sich die Rassen und Götter in unversöhnlichem Hass gegenüber.

Und der — welcher diese Worte predigte — war aus Israel, der engherzigsten, geringgeschätzten aller Nationen! . . .

Er sprach von Entfagung, von Liebe und Barmherzigkeit, und die entzückende, ungeahnte, neue Musik riß die Seelen hin.

Ja, er überragte, trotzdem es viele bestritten, den Buddhisten Sakia Mouni, der vor seiner Ankunft als der göttlichste aller Menschen gepriesen war. Die Gelehrten, die zu unserer Zeit versuchen, Jesu Mission rein menschlich zu erklären, haben uns davon bisher nicht überzeugt, wie sie auch das Rätsel der ihn verkündenden Propheten sowie die unergründlichen Bücher Jesaias nicht zu entschleiern vermochten — und fort und fort strahlt geheimnisvoller Schein um seine Persönlichkeit. — Oh! und was er besonders betonte, was Sakia Mouni in seinem unbestimmten Nirvana nicht auszusprechen wagte, daß nämlich unsere Persönlichkeit, die Erinnerung und die Liebe, ohne welche es nicht der Mühe wert wäre aufzuerstehen, nach dem Tode fortlebe, und daß es für die Wesen, die sich lieb haben, eine Vereinigung für die Ewigkeit gäbe, daß uns irgendwo auf immerdar verziehen und wir rein von jeder Schuld wären — das sprach er mit so klarer Bestimmtheit aus, die nichts irdisches an sich trug. — Er sang, wie niemals

ein Prophet es gethan, Vieder des ewigen Wiedersehens, die Jahrhunderte langes Leid und Todesangst einwiegten; . . . und daß wir diese Vieder in unsern Tagen, beim traurigen Verfall der Zeiten nicht mehr hören, macht die Menschheit so elend.

* * *

Nach 12 Uhr landen wir in den Gräsern von Bethsajda, wo unsere Pferde schon längst sein müssen, und finden hier ein einsames, von einem Mönch mit zwei arabischen Dienern bewohntes Haus, das einer Festung ähnlich sieht; man sollte meinen, der von der Sonne gebräunte, uns entgegenkommende Mönch sei ein alter Soldat auf Vorposten. Ohren und Schwanz der ihn begleitenden Hunde sind durch ihre nächtlichen Kämpfe mit den herumstreifenden Schakalen zersezt. In der That sind unsere Pferde schon vor zwei Stunden hier angekommen; unsere Maultiere mit ihren Treibern sind wieder weiter gezogen jenseits der Berge, wie wir ihnen befohlen. Sie sollen unsere Zelte an einen Ort, Ain Mellaha genannt, — dort unten in die sumpfigen, von Beduinen heim-

gesuchten Einöden tragen, wo wir heute Nacht rasten, um morgen nach Cäsarea aufzubrechen.

Ehe wir uns von den beiden Priestern trennen, die heute Abend mit den Booten nach Tiberias zurückfahren, nehmen wir mit ihnen das Mittagessen ein. Auf einem vom gastfreundlichen Wirt geliehenen Tische setzen unsere Diener im festgebauten, neuen Häuschen, mitten in dem einer Kapelle ähnlichen Saale, durch dessen offenes Fenster wir auf den blauen, stillen See blicken, die mitgebrachten Speisen vor.

Niemand ist liebenswürdiger als liebenswürdige Priester; ihr Frohsinn, der sich von der Welt losgesagt hat, klingt offen und ungetrübt, dazu kommt noch, daß sie Gelehrte und Künstler sind, und so verfliegen schnell die Stunden am einfachen Tische. Auch unser Wirt, Bruder Zephyrin, hat etwas Anziehendes; nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm, sich in dieser Einöde anzusiedeln; nun ist er bemüht, den Beduinen das Evangelium, etwas Ackerbau und etwas Archäologie beizubringen. Dazu kommt noch, daß er eine sehr abenteuerliche Vergangenheit — Erlebnisse auf seinen Missionreisen in

der Wüste — hinter sich hat. Wir trinken nur Wasser aus der nahen Quelle, doch gegen Ende des Mahls bringt der Mönch ein Fläschchen unschuldigen Weines, den er aus den ersten Trauben seines Weingeländes gewonnen; und von einer plötzlichen Laune ergriffen ladet er uns ein, auf Frankreichs Wohl zu trinken.

Die Priester wollen schließlich sich vor der Trennung andächtig im Gedächtnis an ihn, der vor zweitausend Jahren an den Ufern des Sees lebte, sammeln.

„Sie sind Protestanten“, sagen sie, sich an mich und Leo wendend, — „aber nicht wahr, das thut nichts? Ueber Christus sind wir alle einig.“ —

Und nun endigt unsere kurze Intimität mit einer Art gemeinschaftlichen Gebets, das uns in der öden Gegend, die ehemals Kapernaum und Genezareth hieß, eigentümlich ergreift.

Gegen zwei oder drei Uhr steigen wir wieder unter brennend heißer Sonne zu Pferde; es ist zu spät für den weiten Weg, den wir noch vor einbrechender Nacht zurücklegen sollen. Sobald wir unsern Freunden Lebewohl gesagt, versenken wir uns wieder in die laue Einsamkeit und tauchen fast in den hohen Gräsern unter.

Zuerst müssen wir über die am See liegenden Berge und nach und nach erheben wir uns über die Ebene von Genezareth, die sich in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns entrollt. Sie ist mit unentwirrbarem Schilf und mit außergewöhnlich großen Disteln, Oleander- und Papyrusstauden bedeckt.

Uebrigens bleibt die Masse von Gräsern und Blumen, durch welche wir uns Bahn brechen, ebenso mächtig in den nun bald erreichten höheren Regionen.

Zur Zeit, als es bebaut wurde, muß dieses Galiläa ein gesegnetes Land, ein reicher Garten gewesen sein, und es fällt schwer, die Gründe zu fassen, die eine solche Verlassenheit herbeigeführt haben.

In sehr weiter Ferne wird auf einem Berg der westlichen Kette ein langer, weißlicher Streifen sichtbar. Es ist Safed, gleich Tiberias ein Städtephantom, in welchem die Juden in letzter Zeit sich gleichfalls in großer Anzahl ansiedeln. Sie scheint so hoch oben aus Furcht vor den unten hausenden Beduinen aufgebaut. Bald verlieren wir die Stadt aus den Augen, lassen sie einen Tagesmarsch weit links von unserm Wege liegen und erblicken bald nichts weiter als ein

Eden ohne bestimmbares Alter, dessen ruhige Melancholie eher an das Ende als den Anfang aller Zeiten gemahnt.

Der See Genezareth, schon sehr tief unter uns, wird allmählich zu einer kleinen, himmelblauen Fläche mitten im endlosen Grün der Berge Galiläas. Nach und nach entweicht die ganze heilige Region, die wir wohl niemals wiedersehen — wir verlieren eine mystische Heimat, in der wir andres zu finden hofften, als die allein herrschende Natur mit dem ewig wiederkehrenden Lenz. —

Nach anderthalb Stunden auf dem Gipfel angelangt, treffen wir einen großen Bau von düsterer, brauner Farbe, den man in Syrien unter dem Namen Khan bezeichnet, halb Karawanenherberge, halb Festung. Es ist selbstverständlich eine verlassene Ruine, seitdem die Karawanen nicht mehr durch das entvölkerte Land ziehen. Das Gras hat den Bau, der sich in einem zu seinen Füßen liegenden Teich spiegelt, überwuchert. Nach Aussage der Führer sollen hier gefährliche Schlangen hausen wir pflücken auf seinen Mauern den seltenen, traurigen Alraun.

Von hier aus werfen wir einen Abschiedsblick auf den See Genezareth. —

Die Sonne steht schon am westlichen Horizont, als wir zu den Sümpfen am hohen Jordanufer, unserm heutigen Nachtlager, hinabsteigen. Das Becken des Flusses erweitert sich öde und ungeheuer zwischen zwei Bergketten in herrlich grüner Gegend von Schilf und Papyrusstauden, die, nachdem sie nun Jahrhunderte lang verlassen, ebenso wild geworden ist wie ein vorgeschichtlicher Dschungel; hie und da glitzern Wasserpfützen wie Spiegel in dem Grunde zwischen dem Gras, und in der Ferne wird die blaue Farbe des Sees Merom sichtbar, an dessen Ufer sich im biblischen Altertum so viele Könige versammelten. (Josua XI, 1—10.)

Es geht sanft abwärts, auf einem Boden voll riesiger Fenchelstauden, die bis über die Köpfe unserer Pferde reichen. Von Zeit zu Zeit vernehmen wir vor uns die hellen Töne arabischer Schalmeien; es legen sich die Stauden auseinander und kleine, schwarze Ochsen mit weißer Stirn kommen hindurch; nach ihnen, den Zug beschließend, erscheint zwischen den gelben

Dolden und den leichten, federartigen Blättern der Musikanter selber, der sie führt, ein Beduinenhirt in braunem Schleier. Je tiefer die stärker werdende Abendmelancholie hernieder sinkt, desto häufiger werden diese Begegnungen. Niemals trafen wir so viele Beduinen auf unsern Wegen. In diesen Sümpfen hausen sie in großer Anzahl, vom Wasser und den Weideplätzen angezogen, es sind Ghauarinehs, die sich eines Rufes großer Harmlosigkeit erfreuen.

Wir steigen immer weiter abwärts, auf Abhängen, die von Gräsern überwuchert sind, und tauchen immer mehr in der Fülle der hohen, schwachen Stengel unter.

Jetzt hören wir von allen Seiten die wilden, kleinen Beduinenflöten; tausende, wie riesige Raupennester aussehende Zelte werden jetzt in langen Reihen auf den Wiesen sichtbar. Der Boden der ausgetretenen Wege, weich und fett unter den Füßen unserer Pferde, trägt Spuren zahlloser Tiere, und wir begegnen endlosen Jüngen schwarzer Ochsen, schwarzer Ziegen, welche von Hirten mit dunkeln Gesichtern und schwarzen Burnüssen unter Musikklängen zu

den schwarzen Zelten geführt werden. — Nein! Niemals sahen wir solches Nomadengewimmel. Die Beduinen, die wir früher nur in kleinen Gruppen und stets weit von einander lebend trafen, haufen hier in Unzahl unter dem Schilf der Sümpfe, die uns von weitem menschenleer dünkten. Sie geben uns ein Bild des mächtigen Hirtenlebens der ältesten Zeiten eines ursprünglich gewaltigen Menschenandrangs am Ufer der Seen. —

Diese Gegend war demnach ehemals ein Mittelpunkt menschlicher Entwicklung; reichlich bewässert, von wunderbarer Fruchtbarkeit, kannte sie frühreife und herrliche Kultur. Die hie und da aufgefundenen Trümmer, — eine Menge gestürzter Säulen oder irgend ein Zusammenbruch riesiger Steine — waren Paläste und Tempel der cyklopischen Zeit und den ältesten Göttern der Erde geweiht. Alle diese Persönlichkeiten, die uns jetzt wie legendenhafte Erscheinungen vorkommen, — die Könige von Gazor, von Madon, von Simron, von Achseph, von Cinneroths und später Nebukadnezar kamen hierher in der Vollkraft ihres Lebens; sie rannten,

schraubten, schriem im Mauth der Schlachten und vernichteten Armeen und Städte. —

Jesus ließ hier in späteren Jahrhunderten seine lieblichen Worte hören, und schließlich vollbrachten hier die fahrenden Ritter mit dem Kreuz auf der Brust staunenerregende Kämpfe.

Jetzt ist hier davon nichts mehr! — Die Menschen mit der breiten, schwarzen Wollkrone und dem braunen Schleier haben sich langsam, gleich einem langen dunkeln Streifen, darüber hingezogen. Alles, worüber so lange gestritten, was so oft zerstört und wieder erbaut wurde, verwandelten sie allmählich in unkenntliche Ruinen, alles haben sie dem Erdboden gleichgemacht, ja sogar die Namen der Städte gingen unter der überwuchernden Wiederkehr der grünen Gräser verloren. Höchst eigen berührt uns diese Beduinenrasse bei näherer Betrachtung; sie ist sehr fein und schön, doch hält sie hartnäckig an dem Bestehenden fest, wie die in der Tiefe ihrer sanften, großen prächtigen Augen ruhende Finsternis wohl stets dieselbe geblieben ist. Und doch, wer weiß? Vielleicht besitzt gerade sie die höchste Weisheit?

Jetzt sind wir ganz im Grunde zwischen den ungeheuren Sümpfen, wo gefährliche Stellen unter dem Schilf schlummern und die westliche Bergkette schon ihre dunklen Schatten über uns wirft. —

Die Sonne muß untergegangen sein, das Licht nimmt ab und ein beinahe kalter Nebel steigt mit Fieberlust aus dem Boden. Wir stacheln unsere müden und auf dem weichen Boden ruhenden Tiere an. —

Werden wir unsere Zelte finden können, wenn es ganz Nacht geworden?

Immer wieder begegnen uns mit Flinten und Lanzen bewaffnete Beduinen und wünschen uns guten Abend.

Große, kaum verschleierte Beduinenfrauen werfen uns scheue, wilde Blicke zu. Oftmals fragen wir nach dem Weg nach Ain Mellaha, wo uns unser Lager erwarten soll. — „Oh!“ — antworten sie mit langsamer Geberde und halb spöttischem Lächeln — „dort unten, dort unten, noch recht weit von hier!“ —

Und richtig, wir hatten uns zu spät auf den Weg begeben; die Pfade, die ausgetretenen Fuß-

wege sind immer schwieriger zu finden, sind fast unsichtbar, und wenn wir sie verlieren, laufen wir Gefahr, in Wasserlachen oder Bäche zu geraten, welche die ganze Gegend durchschneiden.

Fast ist es Nacht, schon blinken die ersten Sterne; unser sehr beunruhigter Führer kennt sich nicht mehr aus. Bald sind wir in den am Geruch leicht zu erkennenden Fenchelstauden, bald mitten in den Gerstenfeldern, was wir besonders an dem Geruch der Aehren erraten. Rechts können wir noch den Lauf des Jordans unterscheiden, theils wegen des dunklen Gewirrs von Rohr und Papyrusstauden, theils wegen des von ihm aufsteigenden weißen Dunstes, der gleich kleinen Flöckchen über ihm schwebt.

Wir hofften, am Feuer unserer Leute unser Lager aus der Ferne zu entdecken, allein andre Feuer flammen überall zu hunderten auf, worauf wir nicht gerechnet hatten. Zu allen Seiten leuchten sie in dem so rätselhaft bevölkerten Lande und könnten die Täuschung einer beleuchteten Stadt bewirken, wüßten wir nicht, daß es einfache Reisigfeuer vor den ungestlichen, schwarzen Zelten sind. Das Gewimmel des Beduinenlebens umgibt uns immer mehr in der Dunkelheit.

In das Konzert der überall quakenden Frösche mischt sich Hundegebell, Hirtengeschrei, entfernter, seltsam tönender Lärm und immer wieder das kleine, spöttische Türlelütütü der Rohrpfiefer, halb gedämpft vom dichten Gras, in dem sie sitzen.

* * *

Jetzt ist es vollständig Nacht geworden. Nicht mehr wissend, was zu beginnen, machen wir Halt.

Wir stehen mitten in unendlich feinen, bis zu unsern Köpfen reichenden, aber sehr dünn gesäeten Gräsern, die uns aber dennoch gestatten, die nächstliegenden Dinge ungefähr zu unterscheiden.

Hie und da erblicken wir schwarze Massen mit unbestimmten Umrissen, — es müssen Dachsen sein, denn man hört ihr leises, nächtliches Wiederkäuern. Und hier tauchen in aller Stille menschliche Formen vor uns auf! Beduinen-Silhouetten mit den breiten Kronen und den langen Ziegenohren, ihre Gewänder in einer Art Nebel bewegend, den anscheinend die hohen Grasstengel um sie bilden; einer dieser Beduinen bläst

plötzlich auf seiner Schalmei eine kleine, bescheidene Weise, die wie das Gezirp eines Insektes klingt, und die andern Beduinen beginnen bald darauf leicht und geräuschlos im Takte zu hüpfen und streifen in einem Gespenstertanz an den Gräsern vorbei.

Unserm durch Ermüdung eingeschläferten Geiste macht es den Eindruck, als ob sich Moskitos des Abends zum Ringeltanze versammelt hätten.

* * *

Die tanzenden Hirten haben uns gesehen und kommen näher an uns heran, um uns auszufragen, bilden einen Kreis um uns, stützen sich vertraulich auf unsere Pferde und legen ihre nackten Arme auf unsere Kniee — „Min Mellaha!“ sagen sie — „oh, das ist noch eine Stunde weit und wir haben eine dunkle Nacht.“

Einer von ihnen, Mohammed Laffen genannt, entschließt sich endlich gegen einen vorausbezahlten Medjidieh (fünf türkische Franks) uns zu geleiten.

Nachdem er das Geldstück erhalten, bittet er sich soviel Zeit aus, um noch unter sein Zelt

zu gehen, um seine Waffen wegen der voraussichtlich einsamen Rückkehr zu holen. Alle verschwinden — weggeflogen wie ein Schwarm Mücken.

Es vergehen einige bange Minuten. Dann fängt unser Führer laut zu rufen an:

„Ho! Mohammed Saffem! Ho!“

Keine Antwort. Wir denken schon, sie haben sich lustig über uns gemacht und uns schmähslich verlassen, als plötzlich ein leises, halb spöttisches „Ho“ in allernächster Nähe sich hören läßt, und wir sehen gleichzeitig die Gestalt Mohammeds mit den Tierohren und dem dünnen Flintenlauf sich schwarz abheben.

Aus Spaß oder Spott fand er es nicht der Mühe wert, früher zu antworten, aber er kommt! — Er ist ein Mann von Wort, gleich allen Beduinen der ganzen Beduinenschaft.

* * *

„Vorwärts also, ihm nach!“

Wie wäre es uns ohne ihn ergangen? Der Pfad bietet die größten Schwierigkeiten, überall stößt man auf Löcher, die man kennen muß.

Unsere Pferde laufen übrigens mit sicherem Instinkt hindurch, die wackeligen Steine mitten in den tiefen Morästen prüfend, indes hohe Grasstengel uns im Vorübergehen ins Gesicht peitschen.

Die Berge zu unserer Rechten zeichnen sich intensiv schwarz auf dem gestirnten Himmel ab und zahllose Feuer leuchten immer noch zwischen dem Schilf der Ebene.

Man hört den wirren Lärm von Tausenden von Wesen: Menschen, Hunde, Sumpfvögel, Frösche und Schakale erheben alle zugleich ihre Stimmen, und man hat das Gefühl, daß ringsum unermessliches Leben herrscht.

* * *

Endlich sind wir in Ain Mellaha angelangt, wo sprudelnde Quellen und Wasser in Fülle von jeder Seite unter den Füßen unserer Pferde rieselt.

Allein nirgends ist ein Zelt zu sehen und wie vorhin ruft unser Führer mit lauter Stimme: „Ho! Magib! Ho! Ho! Selim! Ho!“

Nagib, Selim u. s. w. sind unsere Leute. Aus weiter Ferne antworten sie endlich. Sie schliefen sorglos dort oben an einem leidlich trocknen, für unser Lager gutgewählten Platz. Da sie uns zur Dämmerstunde nicht kommen sahen, erwarten sie uns nicht mehr. Und auch wir verfallen nun in tiefen, schweren Schlaf unter unsern von Laubfröschen, Heuschrecken und Libellen heimgesuchten Zelten, indes das große, stille Schauspiel des über den Sümpfen aufgehenden Mondes beginnt.

VII.

Montag, 23. April.

Am nächsten Morgen steigt die Sonne rosafarben und herrlich über einer Welt von Schilf auf. Wir waren eingeschlafen mit dem Gefühl, daß tausende von Menschen sich in unserer Umgebung bewegen, nun überrascht es uns, mitten in einem Meer von Gräsern zu erwachen, das unbetreten wie zur Zeit der Schöpfung zu sein scheint. Alle Beduinenzelte, die sich durch

ihr Feuer in der Dunkelheit verrieten, sind beim hellen Tag wie verschwunden und liegen verborgen zwischen Rohr und Fenchelstauden, jetzt ebenso unbeachtet wie die Nester der Insekten oder Vögel.

Wir sehen große, von Wasserrosen bedeckte Teiche, ganze Regionen gelber Blumen, die sich wie goldene Marmorierungen auf dem Grün der Ebene ausnehmen, und lange Wände von Papyrusstauden, deren leichte Federbüschel im Winde zittern. Alles menschliche Leben versteckt sich und hüllt sich in Schweigen, indes frei herumlaufende Stuten mit ihren Füllen sich nähern und sich ein Vergnügen daraus machen, unsere gefesselten Pferde zu umkreisen, die sich aufbäumen und wiehern.

Berauschte Ueberfülle eines Morgens in der Wildnis mit unerschöpflich fruchtbarem Boden. Ähnlich muß im vorgeschichtlichen Zeitalter die Sonne über dieser Gegend aufgegangen sein.

* * *

Wir wandern zwei bis drei Stunden auf dem fetten Boden, am Fuße der westlichen

Bergkette des Jordanthales, längs der sumpfigen Ebene, längs der mit hohen Gräsern verschleierten Teiche, in welche sich der Fluß verliert. Zweimal befinden wir uns in großer Not, da unsere Pferde bis zur Brust in den Schlamm einsinken.

Einige Bäume, die ersten seit unserer Abreise von Jerusalem, werden auf unserm Wege sichtbar; hie und da liegen ganz am Rand des Wassers Behausungen der Fischernomaden, die aus Flechtwerk von Schilf hergestellt sind, und gleich kleinen Pfahlbauten=Dörfern hier stehen. Auch schwarze Zeltlager erblicken wir jetzt, in deren Mitte eine in die Erde gepflanzte Lanze das Zelt des Scheiks bezeichnet. Die Büffelherden, die sich anfangs nur selten zeigten, werden häufiger.

Vor uns glänzt unten immer noch der „große, weiße Scheik“, der in seinen weißen Mantel gehüllte Hermon, auf den wir nun schon seit zwei Tagen zugehen.

* * *

Nachdem wir am See Huleh, den Josua den See Merom nennt, vorbeigekommen sind, hören die Sümpfe auf; der Jordan, von den stehenden Gewässern befreit, fließt nun in raschem Lauf zwischen Papyrusstauden, Pappelbäumen und Espen. Wir traben jetzt in einer Baumregion, besäet mit großen, grauen Basaltsteinen, die sich gleich Büffeln zahllos aus dem Grase erheben und ihnen zum Verwechseln ähnlich sehen. Die wirklichen Büffel heben ihren in dem Grase versteckten plumpen Kopf in die Höhe, um uns vorbeikommen zu sehen, und auf jedem Basaltblock sitzt eine große Eidechse, wie eine kleine Figur auf einem Briefbeschwerer und grüßt uns mit ihrem ewig hin und herwackelnden Kopfe. Von Zeit zu Zeit flüchtet sich ein auf Tagesbeute ausgegangener Schakal bei unserem Herannahen in die Berge; geduckt läuft er davon, uns oft seine spitze Schnauze zuwendend, um sich zu vergewissern, daß er nicht verfolgt werde.

*

*

*

Auf einer alten sarazenischen, abgenutzten, durchlöcherten und durch die vielen Uebergänge großer Karawanen beschädigten Brücke gehen wir über den rauschenden Fluß, mitten in einem Gewirr von Oleander und Papyrusstauden.

Mittagsrast halten wir in herrlicher Gegend, in der sich früher die sehr alte Stadt Lesem, eine Kolonie von Sidon, erhob, und in welcher später die Krieger Israels (Josua XIX, 47, Richter XVIII, 2—30), nachdem die Lesemiten über die Klinge gesprungen, eine neue Stadt bauten, die den Namen des Patriarchen Dan, ihres Vorfahren, erhielt.

Auf einem Hügel zwischen Disteln und Dornsträuchern liegen ganze Haufen Basaltblöcke, die in der Nähe betrachtet Bildhauerarbeit aufweisen: das ist alles, was von der Stadt Lesem-Dan und dem Tempel des Götzenbildes Michas (Richter XVIII, 31) oder dem Tempel des goldnen Kalbes, der auf Befehl des Königs Jerobeam errichtet wurde, übrig blieb. Neben diesem Haufen stiller Asche, zu der kein Pfad mehr führt, ruhen wir in einem grünen, schattigen, milden Paradiese bei Vogelsang und dem ein-

lullenden Rauschen der von Wasserfall zu Wasserfall in den großen Fluß mündenden Quellen aus. Ueber unsern Häuptern wölben sich zwei Bäume, eine Eiche und ein Terpentibaum; Zaunkönige, Eidechsen, Laubfrösche kommen uns ganz nahe, und ein von den Zweigen herabgekrochenes Chamäleon spaziert furchtlos auf unsern Teppichen herum. Wir hatten den Zauber des Schattens, die dichten, grünen Blätter vergessen, denn es sind fast unbekannte Dinge im öden Palästina.

Die Stadt Jesem-Dan, schon vor vielen Jahrhunderten zerstört, war zur Zeit der hebräischen Könige eine wichtige Feste an der nördlichen Grenze, und die in der Bibel so oft gebrauchte Redensart: „von Dan nach Bedseba“ bedeutet nichts anderes als: „in ganz Judäa“.

Unsern Weg gegen Abend nordwärts fortsetzend werden wir das Land Israel verlassen und den Boden der Heiden betreten.

Unter den wiedergefundenen Bäumen wandern wir jetzt weiter aus dem Bereich der Sümpfe und des Flusses und besteigen auf sanften Abhängen die Berge, die im Osten das Thal des hohen Jordans bilden, — ein herrliches Hirten-

Arfadien, das von klaren Bächen auf allen Seiten umflossen wird. Wir steigen zwischen alten Bäumen, wie in einem einsamen Parke mit Eichen, herrlich blühendem Weißdorn und andern uns unbekanntem Sträuchern, deren weiße Dolden nach Orangenblüten duften, auf die Berge. Auf dem Boden wuchern rosafarbener Flog und feine Gräser, kurz die ganze Flora der trocknen Regionen Galiläas. Gegen drei oder vier Uhr endlich erscheint uns im schönen Aprilgrün am Fuße der hohen mit Blumen und Sträuchern bewachsenen Gipfel das Bild von Cäsarea. Ueberall sprudelt das Wasser und nur die rauschenden Quellen und Bäche beleben die Umgebung dieser Stadt. —

Wir schlagen einen Umweg ein, um vor dem Einzug in die Stadt eine tiefe Grotte zu besichtigen, eine der ältesten Anbetungsstätten der Erde, in welcher einst wollüstige Opfer dem flötenspielenden Gotte mit den Ziegenfüßen dargebracht wurden. Auf gleicher Höhe öffnet sich in einem senkrechten Berge der von Blätterwerk und Laubgehängen umrahmte Schatteneingang. In der Nähe springt eine Quelle

hervor und sprudelt schäumend auf ganze Haufen von Säulen und blumengeschmückten Ruinen. Etwa hundert Meter weiter oben in derselben schroffen Felswand steht einsam zwischen den Zweigen eine alte kleine Moschee mit weißer Kuppel und weißen Bogengängen.

Es fehlt uns die Anregung, dieses Ganze, das in seiner Anordnung etwas Gesuchtes hat, zu malen, denn man ließe Gefahr, etwas Veraltetes zu stande zu bringen, etwa in der Art der Landschaften des 17. Jahrhunderts: Grotten, Wasserfälle und Ruinen, die mit der größten Unwahrscheinlichkeit gruppiert sind. Jedoch ist diese Wirklichkeit in der stillen, einsamen Gegend reizend anzuschauen; sie versenkt die Gedanken in alte, mythologische Zeiten, mit ich weiß nicht welchem Gemisch von Bemuß, zu dem sich vielleicht das Bedauern gesellt, daß so viele schöne, menschliche Formen verschwunden sind; auch giebt sie einen Begriff vom Geiste des alten Kultus für Schönheit und Liebe.

Heute dient die Grotte den Hirten und ihren kleinen Heerden als Obdach, denn sie ist von dem eigentümlichen Dünger, den Ziegen und Schafe zurücklassen, angefüllt.

Neben dem großen Eingang sind Motivtafeln in den Fels eingelassen, eine Art kleiner Fenster von antiker Zeichnung, mit griechischen Inschriften.

Man kann unter anderm noch deutlich Namen von Priestern des Pan lesen, die verblüffen und einen Schwindel vor den vielen Jahrhunderten verursachen.

* * *

Um das entzückende Gewirr von Bäumen und Blumen zu erreichen, in welchem Cäsarea beim Rauschen seiner großen Wasser schlummert, müssen wir oftmals über wütend aufschäumende Bäche gehen; die nie ausgebefferten Brücken aus der römischen oder der ältesten sarazenischen Zeit sind voller Löcher, halbsbrecherisch und drohen zusammenzustürzen; nur zögernd setzen unsere Pferde die Füße auf und erschrecken vor der rauschenden Musik der Wasserfälle.

* * *

Mit seinen Wällen, seinen Zwingern, seinen Bogen könnte Cäsarea mit gewissen befestigten Städten im Süden Frankreichs verglichen werden,

wäre nicht die Verwahrlosung so arg, dieser Todesschlaf so tief mitten in der frischen, kräftigen Lebendigkeit der Quellen.

Im Innern fast nichts als die aus Schlamm auf die Ruinen gebauten Hütten der Fellahs. Etliche in Wolle drapierte Araber und huntegekleidete Frauen sitzen im Schatten. Herrlich duften die Drangen der Gärten.

Nachdem wir die Stadt durchritten haben, finden wir unsere Zelte jenseits derselben im Felde.

Das Thor, durch welches wir kommen, ist wegen der Grabstätte eines im Islam sehr verehrten Scheiks geheiligt; an die Wälle angelehnt, steht im schattigen Winkel das mit verblassten ausgewaschenen Tüchern bedeckte Grabmal, ein hundertjähriger Baum breitet seine schweren, dunkeln Aeste darüber aus, und Fezen von Kleidern und Burnussen, dem Scheik von frommen Vorübergehenden verehrt, sind dort aufgehängt.

Die Wölbung des Sarazenen-Thores ist in solch schlechtem Zustand, daß wir nur mit Bangen für unsere Köpfe hindurchgehen; nach dem Thore führt eine sarazenische Brücke über den in seinem tiefen Bette schäumend rauschen-

den, schönsten Strom der Umgegend. Wälle und Thore wurden ehemals über den römischen Grundmauern mit den Trümmern der Tempel und Paläste wieder aufgebaut und Bildhauerei-Fragmente aufs Geratewohl verwendet, Granit- und Basalt-Säulen von den Arbeitern wie aus Spottlust beim Bauen quer in die Mauern eingesetzt. Dies alles altert nun friedlich miteinander unter Moos und Disteln beim ewigen Lärm des Wassers.

*

*

*

Vor der Brücke breitet sich eine natürliche, mit feinem Gras bewachsene und durch zahllose Gänseblümchen weiß emaillierte Terasse aus; hier finden wir unsere Zelte aufgeschlagen.

Ein entzückendes Lager, wo wir den Tag im Gefühl antiken Friedens beendigen; durch ein Bad im sprudelnden Wasser erfrischt, liegen wir ausgestreckt wie die Nomaden in der Ruhestunde vor dem Eingang unserer Leinwandbehäufung.

Neben unserer blumigen Terasse wirkt ein Olivenhain seine dunkeln Schatten; zu unsern Füßen spielt der im Abgrund versteckte Strom seine große, monotone Symphonie zwischen grünem, fast unterirdischem Laubwerk. — —

Und vor uns die alte Brücke, das alte Sarazenthor, das ganze herrliche Schattenbild Cäfareas, weiter hinaus das unbebaute Eden der Umgebung und endlich in der Ferne die Bergeskette.

* * *

Ueber die mit langen Blättergehängen umwundene Brücke kommt von Zeit zu Zeit ein Reiter aus den Ruinen, der mit fliegendem Burnus dahergaloppiert; oder ein Hirt, der hinausseilt, um seine Herde heim zu führen; oder auch ein Mädchen, den Krug auf der Schulter tragend — kurz, das ganze Kommen und Gehen des kleinen, verlorenen Dorfes . . . Und ehemals zogen die Kreuzfahrer hier durch und wahrscheinlich kam auch Jesus mit seinem Gefolge galiläischer Fischer hier vorbei.

Warmes, etwas erschlaffendes Windeeswehen trägt den Duft der Orangen, des Heus und aromatischer Kräuter zu uns hin. Zwei kleine arabische Mädchen sitzen in den weißen Gänseblümchen nahe bei uns und lassen an Wollfäden gebundene grüne Matikäfer in die Höhe fliegen.

* * *

Nachher kommt die noch ruhigere Abendstunde, in welcher die Hirten heimkehren; wir treten hinter die Mauern zurück und mischen uns unter die wenigen Träumer, die hier in der Nähe des Thores täglich auf dieses Schauspiel im Schatten des großen Baumes am Grabe des Scheiks warten. Der Sammelplatz liegt schon im Dunkel, und die von den Zweigen über den mit abgeblakten Tüchern bedeckten Sarkophag hängenden Feszen erzählen von der jahrhunderte langen Beharrlichkeit des ursprünglichen Fetischdienstes.

Der Auszug und die Heimkehr der Herden sind die wichtigsten Beschäftigungen des Hirtenlebens im Orient. — Die Männer von Cäsarea schlagen uns vor, mit ihnen auf die Mauer zu steigen, um aus der Ferne die Tiere kommen zu sehen, und wir klettern auf die zerbrochene Krönung des Thores; — eine Gruppe buntfarbiger Burnusse zwischen dem Gras der Ruinen, zwischen weißem Tausendschön und roten Anemonen, von der Höhe aus die wilde Gegend betrachtend, in welche allmählich der Abend sich niedersenkt.

Die ersten erscheinen galoppierend, es sind etwa hundert kleine, lustig komische Kälber mit geringelten Schwänzen, allein und ohne Führer. Vor dem Thore bleiben sie verständig aus eigenem Antriebe stehen und warten. Darauf kommen ernst und bedächtig die Kühe, die hinter ihren Jungen herlaufen. Nachher naht der lange, schwarze Zug der meckernden Masse von aneinander gepreßten Ziegen, dann die Schafe und endlich die Pferde.

Nachdem die letzten eingezogen, erlischt das Dämmerlicht; beim Herannahen der Dunkelheit, des Schlafes und der Stille rauschen Ströme und Quellen noch viel lauter.

Wir verlassen Cäsarea, um unsere Zelte aufzufuchen. Im Grase unterscheidet man noch die weißen Blumen, die sich beim Vorüberstreifen unserer Burnusse leise neigen.

Und über diesen Fluren, die bei Tage von den Tieren belebt und jetzt von allen verlassen sind, schwebt das Gefühl der antiken Mächte voller Gefahren und das Gruseln der Furcht, wie sie auch damals empfunden sein mochte.

Auf den Rat unseres Führers hin baten wir den Scheik des Dorfes, uns bis zum Morgen je zwei sich ablösende Nachtwachen zu stellen. Die so friedlich aussehende Umgebung hat weniger guten Ruf als die gestrigen Sümpfe und soll öfter von raubsüchtigen Beduinen heimgesucht werden.

Die zwei Männer der ersten Wache erscheinen, sobald es Nacht geworden und stecken ihre beiden braunen Köpfe mit den weißen Zähnen zu gleicher Zeit unter meinen Zelteingang, dabei zeigen sie lächelnd ihre ungeheuren, gleich alten Streitkolben mit Metallspitzen beschlagenen Keulen.

Der Mond wird sehr spät aufgehen und wir schlafen beim Geräusch des großartigen, ununterbrochenen Konzertes der Wasser in der gestirnten Dunkelheit ein.

VIII.

Dienstag, 24. April.

Langer Marsch heute, und wir müssen uns gleich bei Tagesanbruch reisefertig machen. — Zuerst steigen wir zwei Stunden lang über steile,

gewundene Pfade unter Vogelgesang in eine von Quellen und klaren Bächen durchschnitene Baumregion.

Auf einem Berge zu unserer Linken liegen ungeheure, düstere Ruinen, es ist Kalaat-Bänias, eine ehemalige Festung in fast übermenschlichem Größenverhältnis, wie sie die Menschen heutzutage aufzubauen nicht mehr Zeit haben. Da sie die Straße von Damaskus nach Jerusalem beherrschte, wurde sie zur Zeit der Kreuzzüge von Franken und Sarazenen oftmals genommen, ist aber seit Jahrhunderten wieder preisgegeben und wird heute, wie man sagt, von Räubern als Unterschlupf benutzt. Sie nimmt soviel Raum wie eine große Stadt ein; Eichen und Terpentintäume wachsen auf der höchsten Spitze ihrer schwarzen Warten, die nur noch über Wüsten zu wachsen haben.

Von einem hohen Punkte aus sehen wir zum letzten Male die Sümpfe des Jordans, das Land der Wasserrosen und Baphrusstauden; es liegt tief zu unsern Füßen und macht den Eindruck eines Ozeans, den man von der Höhe einer riesigen Klippe aus beschaut. —

Augenblicklich sind wir sehr hoch; die Luft ist kalt und trocken.

Keine Bäume mehr, kein Grün, keine Blumen, wir dringen neuerdings in eine Steinregion, in eine traurig kahle Gegend ein, und an einer Wendung ragt plötzlich der „große Schneescheit“ der Hermon mit dem weißen Burnus unerwartet und ergreifend über unsern Häuptern empor und zeichnet sich mit scharfen Umrissen am Himmel ab.

Er steht ganz nahe vor uns, er, der uns seit drei Tagen zu fliehen schien. Die Luft wird eifig, sobald er erscheint, wir hören ihn gleich einem Meere rauschen; denn sein glänzend weißer Mantel schmilzt unter der Glut der Sonne und löst sich in unzähligen Wasserläufen auf, die an ihm hinunter eilen und dem Jordan einen stärkeren Wasserzulauf geben, nachdem sie die großen Symphonien unterwegs um Cäsarea und so viele andere antike Ruinen gespielt haben. An die kahlen Abhänge des Hermons ist ein Dorf aus Schlamm und Steinen geklebt, es ist das von Drusen bewohnte Medjdel-ech-Chems; sonst kein Baum, keine grüne Pflanze weit und breit. In dieser vom Höhenwind durchsegten Gegend

ist alles, was nicht die weiße Schneefarbe trägt, graubraune Erde oder Basalt.

Als wir unterhalb Medjdel-ach-Chems vorüberziehen, steigt ein junges Mädchen herunter und läuft so schnell als es kann unsern Pferden nach; wir reiten langsamer, um es zu erwarten. Es ist vierzehn bis fünfzehn Jahre alt, trägt auf dem Kopfe einen langen, weißen Mullschleier und eine Amberkette um den Hals, will uns Messer mit kupfernem Griff in der Form der catalonischen Dolche verkaufen, die eine Spezialität der Schmiede ihres Dorfes sind. Wir haben gar keinen Bedarf, allein das Mädchen ist ganz außer Atem, und mit ihren sanften Augen, den gescheitelten schwarzen Haaren und den vom Laufen geröteten Wangen so schön, daß wir nicht anstehen, ihr etliches abzukaufen.

Noch eine bis zwei Stunden wandern wir in nächster Nähe des Hermons über mit Schnee bedeckte Steinpässe; überall stehen die Ranten des Berges unter dem sich abnützenden Mantel wie große rötliche, zwischen dem herrlich weißen Samt entblößte Wirbel hervor. Um uns herum sieht alles fremdartig

aus, — ein tiefblauer Himmel über Höhen, die alle glänzend weiß und dunkelrot gestreift sind; das Geriesel des kalten Wassers und der Wasserfälle erfüllen die Stille mit unaufhörlichem Geräusch und gleicht dem Gebrause des Meeres.

Von dieser Höhe haben wir zeitweise Aussicht auf Golan und Itur, heute Dscholan und Dschedur; geheimnisvolle Länderstrecken, die bis jetzt den modernen Forschern entgangen sind. Seit den Kreuzzügen, als sie das von den Provinzen Galiläas abhängende Land Suet bildeten, weiß man nicht mehr genau, was dort vorgegangen. Von hier aus gesehen, macht das Land den Eindruck einer wirren Basaltammlung.

Und endlich breitet sich die Ebene von Damaskus vor uns aus und sieht sich wie eine graue Wüste an. Höchst überraschend wirkt es auf uns, in der Nähe dieser von den alten Dichtern besungenen „Königin des Orients“, nach welcher unsere Fantasie sich sehnte, das Land so düster und kalt zu finden. Kein Baum, kein Dorf in der ganzen Ebene, kaum einige grüne Strecken; — Steine, nichts als Steine, — eine Welt von Basalt gleich dem Dschedur.

Gegen vier oder fünf Uhr gelangen wir an den für unser Nachtlager bestimmten Ort, ein ehr einsames und verlorenes drusisches Dörfchen, Kefr Haur genannt.

Unsere Maultiere, die uns zu unserer nicht geringen Besorgnis heute bei der Mittagsrast nicht überholt hatten, erscheinen immer noch nicht.

Sollten sie sich unterwegs verirrt haben? Oder sind sie samt unsern Zelten und unserm Gepäck geraubt worden? Da wir kein anderes Obdach hier finden, setzen wir uns auf Steine und warten.

Wir sind noch in sehr hoher Region, nahe den schneebedeckten Gipfeln, und nach dem Tagesmarsche durchdringt uns eiskalt der von dorthier wehende Wind. Die Männer des Dorfes, zehn bis zwölf halbwilde, in braune oder rote Schleier gehüllte Gestalten, treten an uns heran, erkundigen sich, woher wir kommen und setzen sich etwas abseits. Nachher steigen sieben kleine, reizend anzusehende Mädchen aus dem Dörfchen, sich an den Händen halten, herab: sie tragen weiße Mullschleier, lange syrische Beinkleider, gelbe, hellgrüne oder rosafarbene, sehr

kurze, nur bis unter die Arme reichende Jacken. Auch sie setzen sich hin und schauen uns an.

Wir befinden uns in einem Friedhofe ohne Umzäunung, dessen Grabmäler auf kurzem Gras weit voneinander stehen; ärmliche Dorfgrabsteine aus getrocknetem Schlamm in der Form eines Sarges, hier und da stehen auch kleine, obeliskenförmige Monolithen, die wie ein Paar gespitzte Ohren aussehen.

Die Umgebung ist rauh und kahl. Unbeweglich sitzen hinter uns auf höhern Steinen die Leute von Kejr Haur; ihre Erdhütten erheben sich etagenweise, und der Schnee auf den Höhen bekrönt dieses traurig-düstere Ganze.

Wir schauen aus bis in die äußersten Fernen und lauern mit den Augen auf alles, was sich dort bewegt. Bald ist es ein Reiter des Landes, der aus Cäsarea zurückkommt, bald sind es heimkehrende Herden, aber von unseren Maultieren entdecken wir nichts.

In der Nähe des Dorfes liegen die Ruinen eines räthselhaften Tempels, der von gewissen Archäologen den Römern zugeschrieben wird, von anderen den Griechen aus Seleucia. Man

sieht auch in einer Falte des steinigen Bodens eine kleine, nordische Dase, etwas Wasser zwischen elenden, kaum grünenden Pappelbäumen.

Der Tag neigt sich; — das glänzende Weiß des Schnees nimmt eisige, tote, bläuliche Farbe unter einem roten Himmel an. Bescheiden läßt eine Gule ein erstes leises „Hu“ wie ein Signal ertönen und bald fangen die andern von allen Seiten zu singen an.

* * *

Endlich erscheint unsere Karawane nach zwölf Stunden Marsch.

Sofort wird uns die Ursache der Verspätung erklärt. Eines der Maultiere fiel samt seiner Last in einen strömenden Bach und brach die Beine. Zum Glück fanden sie Ersatz, indem sie von einer Karawane aus Damaskus, die gerade des Weges kam, ein anderes Tier entlehnen konnten. Allein das Geschäft nahm viel Zeit in Anspruch, die Unterhandlungen waren schwierig.

Ich erkundige mich, was aus dem armen verletzten Tier geworden, und sehr überrascht, daß ich mich um derartiges kümmern, antworten sie mir: „Nun, da es einmal zu nichts mehr dienen konnte, ließ man es zurück,

was ist dabei?“ Und ohne es wenigstens aus Mitleid zu töten, ließen sie das arme Tier wie einen verlorenen Gegenstand liegen. Vielleicht verstand es und sah, wie sich seine Schicksalsgenossen entfernten und wie man es elendiglich preisgab.

In fieberhafter Eile, wie jedes Mal, werfen nun unsere Leute die Lasten der Tiere ab, um unsere Zelte an dem dafür bestimmten Orte, auf einem Stück Rasen, aufzuschlagen. Eine der Cookschen Touristenbanden, die jetzt Palästina durchkreuzen, war vor einigen Tagen hier vorbeigekommen und hat ihre Spuren zurückgelassen: Konservenbüchsen, allerlei Abfälle und Fetzen der „Times“

Wir lassen unser Gepäck wieder aufladen und höher hinauf über den Friedhof hinweg bringen. Im Orient gilt es als keine Entweihung zwischen den Gräbern zu lagern.

IX.

Mittwoch, 25. April.

Am Morgen erheitert sich eine Stunde lang der so traurige Ort. Ein Kufuk besingt im

kleinen, einsamen, steinumgebenen Bappelhain den Frühling und hoch oben glitzert der Schnee. Die Männer des Dorfes kommen heruntergestiegen und setzen sich wie gestern nieder, um jetzt unserm Abzug beizuwohnen; auch die sieben kleinen Mädchen in denselben bunten Säckchen nehmen denselben Platz ein, an einander gedrückt wie kleine, exotische Vögel am Bratspieße.

Wir ziehen mitten zwischen den kleinen, aufgehäuften, grauen Steinen weiter, in denen keine Pfade sichtbar sind.

Der öde, wellenförmige Boden liegt absteigend vor uns, und flache, düstre Strecken entfalten sich in unendlich weiter Ferne, weiß umsäumt von den Schneebergen des Anti-Libanon.

Sehr rührend finden wir zwei Menschen, die ganz nahe an uns vorbeikommen und uns grüßen: ein altes, wenigstens siebenzigjähriges Drusenehepaar, das auf demselben Pfade, sich fest aneinander haltend, reitet. Der Mann noch aufrecht und edel, die weißhaarige Frau sitzt rittlings hinter ihm und hält ihn mit Zärtlichkeit umschlungen. Wohin wollen sie in dieser Einsamkeit? Welche Freuden, welche Hoffnungen

blühen ihnen noch? Welch ein Leben in diesem Lande des Kampfes ums Dasein führten die beiden einfachen bis zum hohen Alter seelisch und körperlich vereinten Wesen?

Wären nicht einige Begegnungen mit Syriern oder Syrierinnen auf Eseln, zu Pferd oder auf Kamelen, könnten wir uns wieder in die Wüste zurückversetzt glauben: derselbe Todesschlaf wie in Arabien und Idumäa, und es will uns scheinen, als sei dies hier eine mehrere Stunden lange, kluge Vorbereitung, um die herrlich frische Erscheinung der Dase Damaskus nur noch packender zu gestalten.

Gegen zwei Uhr zeigen sich im Hintergrunde der grauen Fläche überraschende Farben, ein grüner Länderstrich — nicht von dem intensiven Grün der tropischen Gegenden oder der südlichen Dase, sondern ein helles, blaßes Smaragdgrün, wie das jährlich wiederkehrende Laub der zarten, seltenen Aprilrische; ein dichtbelaubter Wald, aus dessen Mitte die zahllosen Kuppeln, Minarets, einer rosafarbenen Stadt, — salmrosa oder vergoldetes Fleischfarbenrosa — hervorzuragen scheint. Das alles ist noch klein und unbestimmt und nur dank der durchsichtig reinen Luft sichtbar.

Beim Herannahen taucht die ferne, wie durch Zauber entstandene Stadt nach und nach unter und verschwindet im dichtbelaubten Haine, im geheimnisvollen Walde, dessen Ausdehnung dagegen größer und immer höher und gewaltiger scheint. Bald ist die rosafarbne Stadt völlig verschwunden, versunken im Frühlingsgrün. — Es überfallen uns Zweifel, ob wir sie wirklich erblickt haben. — Nichts mehr, als das unermessliche sie umringende Astwerk!

* * *

Wie die Vorläufer des Eden stehen jetzt plötzlich auf unserm Wege in der unfruchtbaren Einöde die ersten Baumgruppen: Pappeln und Espen; kleine, rauschende, schnell dahineisende, von blühenden Anemonen und Feigenbäumen umsäumte Bäche fließen dem großen Walde wie zu einem Stelldichein aller Gewässer dieser Gegend zu, in welcher uns Damaskus erschienen ist.

Ungefähr gegen drei Uhr gelangen wir endlich an den grünen Wall, welcher die fleischfarbne Stadt in ihrem Innern birgt. Am Eingang des Waldes steht ein vollständig rosa-

farbnes Dorf. Genauer betrachtet hat es ein wildes, die Nähe großer Wüsten verratendes Aussehen und ist vollständig nach alt arabischer Art gebaut: Häuser, Moscheen und Minarets sind aus getrocknetem und wie man meinen sollte mit Karmin vermischem Schlamm aufgebaut.

Entzückender Schatten umgiebt uns plötzlich. Wir haben den Hain, der die Stadt auf einer Ausdehnung von mehr denn einer Stunde umgiebt — die berühmten, ewig frischen und durch die alten Poeten des Islam schon in den frühesten Zeiten besungenen Gärten von Damaskus betreten.

Zwischen kleinen, aus karminrotem Schlamm gebauten Mauern führen blumen- und bächeumgebene Wege. Ueberall fließt Wasser in Fülle und lustiges Geplätscher erfüllt die Luft. Im saftig grünen Hain stehen Pappelbäume, Nußbäume, Mandelbäume, Feigen- und Granatbäume; alle im vollen Schmuck ihrer neuen Blätter; unter ihrem Schatten breiten sich mit Klatschrosen, Iris und Anemonen geschmückte Korn- und Bohnenfelder aus, und in den Zweigen singen Vögel zu Tausenden ihre Triller bei der

eintönigen Begleitung der rieselnden, rauschenden Quellen.

Mein Gott! Vielleicht ist es weder schöner noch frischer hier, als in manchem europäischem Walde, aber es wirkt hier überraschender, mitten in dem ausgetrockneten Steinlande, am Saum der Wüsten.

Wenn das uns schon entzückend scheint nach den wenigen Stunden unserer Reise durch die Basaltwelt, wie viel seltener und paradiesischer muß es den gewöhnlichen Besuchern von Damaskus dünken, den Leuten aus Palmyra, Bagdad oder dem noch entferneren Orient, welche viele Tage durch die stillen Einöden wandern müssen, um hierherzukommen!

Schon sind es vier- bis fünftausend Jahre, daß die Dase in den Annalen der Menschheit verzeichnet steht; wahrscheinlich ist sie mit jedem Frühling die gleiche, stets im Schmuck derselben hellgrünen Blätter prangende, welche die Nomaden der Wüste von jeher unter ihren kühlenden Schatten einlud und die Stadt umschloß, die schon zur legendenhaften Zeit Abrahams Damaskus genannt wurde. (I. Buch Mosis XIV, 15). Die noch unsichtbare Stadt, der

wir uns durch das dicke Grün nähern, hat jedwede Herrlichkeit und alle Schrecken gekannt. Große Eroberer kamen hierher und hielten sich hier bezaubert auf. Sie wurde im damaligen pomphaften Stil erbaut, und die Türken, ihre heutigen Herrscher, heißen sie noch die „Perle und Königin des Orients, das Paradies der Welt“.

Nach den rabbinischen Ueberlieferungen zu unbestimmten, in Dunkel gehüllten Zeiten von Ur, einem Urenkel Noah's, gegründet, wurde sie später Jerusalem tributpflichtig und bald ihre Rivalin, und war schon mehrere Jahrhunderte alt, als sie vor bald dreitausend Jahren den Höhepunkt ihrer Größe und Unabhängigkeit erreichte. Als sie unter Tiglat Pilejar 733 vor Christi unter assyrische Herrschaft kam, war sie schon im Rückgang und gehörte endlich nach zahllosem Mißgeschick und unendlichen Stürmen mit ihrer prachtvollen, säulenumgebenen Straße den Römern, als der Apostel Paulus das Evangelium dort predigte.

Sehr früh schon hatte sie sich zu gleicher Zeit mit Byzanz zum Christentum bekehrt

und in ihren Mauern erhob sich die prunkvolle Sankt Johannis-Kirche, welche später in die Moschee der Omniaden umgewandelt wurde. Darauf fiel sie wie das griechische Reich in die Hände der Muselmänner, als diese in bewunderungswürdigem Fluge sich an die Spitze der menschlichen Bewegung stellten. Hauptstadt damals des Sultans Mohaviah, wurde aus ihr ein andres Damaskus, und Paläste, Moscheen, Brunnen erstanden in ihr.

Bald nachher, von Bagdad verdrängt, kam sie in den Besitz der Omniaden, der Abbasiden, der Seltschucken und vieler anderer stolzer Herrscher; — der Sturm der Kreuzzüge berührte sie kaum.

Den Franken tributpflichtig, später ihre Verbündete, wurde sie gegen dieselben von dem großen Saladin verteidigt, der in einem kleinen Fahencetempel dort ruht. Nachher von den Mongolen erobert und von den Tartaren verheert, ging sie endlich, mit Ausnahme ihrer Moscheen, zu Anfang des XV. Jahrhunderts, bei der großen, von Tartaren herrührenden Feuersbrunst in Flammen auf, und ihre Einwohner mußten über die Klinge springen.

Es schien dies eine endgültige Vernichtung, aber dennoch erhob sie sich wieder, dank der unererschöpflichen Quellen und der immer wieder grünenden Dase, welche die reichen Karawanen der Wüste zur Raft einluden. Sie blieb der große Mittelpunkt des Handels mit Persien, der Ufer des Euphrats und Indien.

Die Türken, in deren Besitz sie im XVI. Jahrhundert kam, fanden sie bereits wieder prachtvoll blühend hinter der ewigen Mauer ihrer Bäume. Jedoch, nachdem sie im Anfang unseres Zeitalters christlich gewesen, wurde sie mohammedanisch und von fanatischer Unzugänglichkeit; ja, sie war sogar vor kaum fünfunddreißig Jahren von einer wilden Panik ergriffen: Blut floß in den Straßen und etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend Christen wurden theils in ihren Mauern, theils in der Umgebung niedergemetzelt. Seit diesem Blutbad, das wohl das letzte gewesen sein wird, fängt sie allmählich an, den Ideen und Reisenden des Occidents geneigter zu werden. — —

Schon eine Stunde lang wandeln wir auf Blumen, an rauschenden, sprudelnden Bächen entlang, beim Gesang der Amseln, Finken und

Grazmücken, unter dem schattigen Dach der Zweige, und doch wird uns die Zeit lang, weil wir immer noch nicht an die von der Wüste aus erblickte und wieder so rasch verschwundene rosafarbene Stadt gelangen. Jetzt fließt vor uns in eilender Hast, wie alle Bäche der Dase, ein von Pappeln umsäumter Fluß dahin; an seinen Ufern sitzen in dichtgedrängten Reihen und in überraschender Anzahl türkische Frauen, die Füße fast im Wasser haltend, und frische Luft hier schöpfend. Die buntfarbigsten golddurchwirkten, seidnen Schleier umhüllen die Gestalten in blauen, rosafarbenen oder amarantenen Nüancen, andere wieder sind hellgrün, schwefelgelb oder intensiv orangefarbig gekleidet. Ihre Kleinen in bunten Röcken mit Burnus und Fez spielen in ihrer Nähe. Das Ganze wirkt blendend, überraschend, wie der Schlußakt eines Feenstückes.

* * *

Aber leider! Gleich hinter den verschleierten Schönen erscheint Damaskus: eine eiserne Brücke, ein im Bau begriffener Bahnhof, Cooksche Gasthöfe und Droschken.

Wie? Solche Dinge sind hier zu finden?

Und dies gleich beim Eintritt in die wunderbare, rosafarbige Stadt, die heute noch die Perle und die Königin des Orients genannt wird?

Alles andere jedoch, was Farbaufwand und Anordnung betrifft, bleibt orientalisches, und nirgends, nicht einmal auf dem Kutschersitz der Droschken, ist unsere traurige, europäische Tracht zu sehen.

Überall befinden sich unter jungen Bäumen und nahe an sprudelnden Quellen türkische Kaffeehäuser, rotstamne Divans stehen in langen Reihen im Schatten, auf welchen hunderte von beturbanten Träumern in langen Gewändern sitzen und Cigaretten und Nargilehs rauchen.

Unter dem Namen Damaskus dachten wir uns eine strenge, am Alten festhaltende Stadt in der Art von Fez und Mequinez, den hl. Städten des Moghrebs.

Und nun finden wir hier Leben und Frohsinn wie in jeder andern Stadt, die für jedermann zugänglich ist und bald ebenso europäisiert wie Konstantinopel sein wird, ohne jedoch weder den unvergleichlichen

Rahmen des Bosphorus, noch die düstere Schönheit Stambuls, des alten Harems und der hohen Mauern zu besitzen.

Und hier der Gasthof, vor welchem wir betroffen und verblüfft vom Pferde steigen: ein großes morgenländisches Hotel, dessen Bedienung noch arabisch ist und das an vielen Stellen noch weiß getünchte Wände, besonders aber viel entsetzliche Fleckereien, viele bunte Bilder und Verzierungen aufweist.

X.

Donnerstag, 26. April.

Einen lustigeren Orient, eine lachendere, offnere muselmännische Stadt hätte ich mir, ehe ich Damaskus sah, das sogar die höhern Freuden einer Eisenbahn bald kennen wird, nicht vorstellen können. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß in dem Labyrinth der kleinen Straßen, die in der Mitte der Nase den Raum einer Haupt-

Stadt einnehmen, nicht herrliche, seltene Bauten zu finden seien. Der uns bei unserer Ankunft so enttäuschende Stadtteil der Gasthöfe ist nur der Eingang am Ende der Straße, welche die Stadt mit dem großen Welthafen von Beirut verbindet. Gleich nachher tritt der Orient wieder in seine Rechte, und wir sind von der Vergangenheit erfaßt.

Wie in allen Städten des Islam ist auch hier der Bazar der Mittelpunkt des Lebens, außerhalb desselben dehnen sich nur noch enge, überwölbte Gäßchen aus, Gärten, Mauern oder Paläste, dann höchst primitive aus rosa Lehm gebaute, die Nähe der Wüste verratende Vorstädte. Der Bazar nimmt einen ungeheuer großen durch die Ueberwölbung stets im Halbdunkel gehaltenen Raum ein. Tausend Meter lange Gänge, in deren zahllosen Buden zu beiden Seiten orientalische Sachen glitzern: Waffen, Töpfe, bemalte oder mit Perlmutter eingelegte Möbel, fein ciselirtes Kupfer, Gewänder von seltenen Farben, wunderbare, buntscheckige Kattune, mit dem die Leute aus dem Volke sich kleiden, oder prachtvolle

Seidenstoffe aus Damaskus, aus Brussa oder aus Aleppo, welche auf einem Stoff von herrlicher Farbe wie mit weißen Flämmchen übersäet sind.

Wie bei uns im Mittelalter sind die Kaufleute in verschiedene Klassen eingeteilt und gruppiert: in dem alten dunklen Labyrinth liegt das Viertel der Woll- oder Seidenwarenhändler, das der Waffenschmiede, der Goldschmiede, der Lumpenhändler; das der Sattler steht mehr unter freiem Himmel und ist durch Brunnen und Riesenplatanen abgeteilt. Es befriedigt jedwede arabische Laune für Pferde, Maultiere, Esel oder Kameele, und bietet alles an, was diesen Tieren zwischen Damaskus und Bagdad angehängt wird: schwarze, goldgestickte Samtsättel, Perlen- und Muschelstickereien, Federhüte für Kameele, fantasiereiche Kopfstücke mit Quasten, Glöckchen, Schellen.

Von fünfhundert Stunden weit in der Runde, aus den weitesten Fernen der Wüsten holt man seinen Bedarf in dem ungeheuren Bazar von Damaskus, — ein wahres Babel von Wortwechsel und Unterhandlungen, ein Museum von Gesichtern und Trachten. . . . Beduinen, Syrier

Drusen, Türken in seidenen Gewändern von allen Farben, vornehme Emire, ganz in indischen Kaschmir gehüllt, Gestalten aus den fernsten Ländern, geheimnißvolle, finstere Augen und beunruhigende, außerordentlich dicke Köpfe in der Umhüllung der Turbane und Schleier.

In der weniger beleuchteten Seidenwarenabteilung wimmeln die Frauen gleich Legionen Gespenster. Christinnen mit langen, weißen Grabtüchern drapiert, die ihre schönen Gesichter und die mit natürlichen Blumen geschmückten schwarzen Haare offen zeigen; Mohamedanerinnen, ebenso eingehüllt, aber in bunter Seide; ihre Züge sind hinter undurchdringlichem, dunklem Woll, mit zwei Löchern für die Augen, wie sie in gewissen Mönchskutten ausgeschnitten sind, versteckt. Oft tragen sie allerliebste Babys am Halse, — erstaunt dreinschauende Puppengesichter, deren Augen schon bemalt und dadurch bis zu den Schläfen verlängert scheinen. —

Wagen fahren in rasendem Galopp mitten durch die Menge; Reiter mit fliegenden Mänteln tummeln sich auf störrischen Pferden herum. Jeder weicht, so gut er kann, den Stößen und

Seitensprüngen aus. Auch Karawanen ziehen in langem, feierlichem Zug vorüber, wie auch pomphaft geschmückte Kameele für Haremsdamen, von den Füßen bis zum Kopf mit Perlen behängt und auf dem Rücken einen breiten, leichten Aufbau tragend, der ihnen den Anschein von Riesenschmetterlingen verleiht.

Und in diesem Gedränge laufen, laut ihre Ware ausrufend, die kleinen Zuckerwerkhändler herum, unzählige Verkäufer von Eis-Limonade, die sie in einem gläsernen, mit Kupfer und Perlen verzierten Faß tragen und dabei die thönernen Schüsseln wie Zimbeln aneinander schlagen, um die Kunden anzuziehen.

Hier und da stehen Blumenhändler, die aufs Geratewohl ihre Buden am Boden errichten. Sonderbar zusammengestellte Sträuße aus duftenden Orangenblüten und Ringelblumen; kleine blühende Jasmin- oder Rosenstöcke in Töpfen. Um die Händler stehen Frauen — ein Sonnenstrahl durchdringt die Wölbung, die hölzernen Dächer, und fällt mitten in so viel Schatten auf die golddurchwirkten Schleier der Käuferinnen oder auch auf ihre Rosensträuße

Auch sieht man unter dieser prächtigen Menge das siegesgewisse und stolze Auftreten einiger vor kurzem aus Beirut vom Eisenbahnbau hergekommener Menschen in Jacket und Hut. Leicht ist ihnen anzumerken, daß sie bestimmt glauben, die Fackel der Zivilisation in Händen zu tragen und in den Orient der Solimans und Madins unsere europäischen Segnungen zu bringen: die Steinkohlen, die rasende Geschwindigkeit und alle explodierbaren Stoffe

Unharmonischer, lustiger Lärm dringt aus dem Bazar: Wortwechsel, Gelächter, gesungene Ausrufe vermischen sich mit Schellengeklingel oder Tassengerassel, mit Hundegebell, Pferdewiehern oder dem Gemurmel des unverstehbaren, köstlichen Wassers, in welchem das ganze Geheimnis der Lebensbeharrlichkeit von Damaskus liegt und das sich unter seinen Straßen in Myriaden von kleinen, frischen Bächen verliert. — Etwas später tönt zu den häufigen Gebetsstunden die Stimme der Muezzins von allen unsichtbaren Minarets dort oben herab — rätselhafte Vieder von unaussprechlicher Wehmut in Molltönen;

Lieder der Mahnung für diejenigen, welche sich von vergänglichen Dingen verblenden lassen; — Lieder der Andacht und des Todes

Hier und da, die Einförmigkeit der buntfarbigem Buden unterbrechend, kommt durch einen Schatteneingang im Innern eines alten Hofes ein Grabmal zum Vorschein; oder auch nur der ganz einfache Katafalk eines ehemaligen Emirs unter frommen, durch die Jahre verblaszten Fahnen.

Auch Trümmer aus alten Zeiten ragen aus dem Damaskus unserer Tage hervor; riesige, noch aufrecht stehende Säulen, deren Spitzen viel höher als die drückend niederen Dächer der Straße sind und deren Füße tief im Boden verschüttet sind. Ueberbleibsel von Triumphbögen oder prachtvollen Tempeln, an welche sich die schon mehrere Jahrhunderte alten Erdhäuschen anlehnen. Verworrne, ungeheure Ruinen, deren Grundmauern noch überall unter der nach den früheren Herrlichkeiten erstandenen Stadt aus rosafarbenem Schlamm zu sehen oder wenigstens zu erraten sind.

*

*

*

Eine außerordentlich lärmende Stadt, dieses Damaskus! Des Abends, wenn das Geschrei der Menschen und das laute Gezwitz der sich wirbelnd im Kreise bewegenden schwarzen Schwalben nachläßt, verstärken überall die sprudelnden Wasser ihre krystillenen Töne; die Frösche stimmen ein ungeheures Konzert an, die herumirrenden Hunde ihr nächtliches Gebell — und stets zu den seit tausend Jahren dazu bestimmten Stunden singen die Muezzins und beherrschen alles andere mit der entzückenden Wehmut ihrer Stimme.

XI.

Damaskus, Freitag, 27. April.

Wie ein Traum aus „Tausend und eine Nacht“ wird mir stets der Besuch am Frühlingmorgen im Hause des Paschas Abdullah vorschweben.

Ein alter, finster aussehender Stadtteil der Reichen und hohen Herren. Düstere, geheimnisvoll drohende Mauern. — Ein Festungsthor,

dahinter schmale, gewundene Nasemattengänge — und plötzlich — bezaubernde Gärten, zwischen feinen, weißen Marmorsäulen; ein Eden blühender Bäume mitten in einer Dekoration des alten, wunderbaren Orients. —

Ein Janitschar des Paschas geht mir in der stillen Herrlichkeit voraus; von Minute zu Minute stößt er einen lauten Ruf aus, damit, wie es der Anstand erheischt, die Frauen des Harems ins Haus treten und sich verstecken. Die Wiederholung dieses traurigen Mahnrufs mitten im menschenleeren Garten giebt mir das Gefühl, als ob ich gleich einem Heiligtumschänder in irgend ein verbotenes Gebiet eingedrungen sei; — unwillkürlich suchen meine Augen die geheimnisvollen Hüris.

Der Pascha empfängt mich in einem großen, dem Madin würdigen Saale, der nach der Sitte von Damaskus aus zwei verschiedenen Teilen von ungleicher Bodenhöhe besteht; der erste, der des Eingangs, enthält nur einen Springbrunnen in großem, prachtvollem Marmorbecken. Der zweite, zwei bis drei Stufen höher gelegene, ist mit Divans und Kissen ausgestattet, die durch diese Erhöhung den Anschein eines Thrones gewinnen.

Der Boden ist mit Marmormosaik bedeckt; an den Wänden wechseln feinere mit Perlmutter eingelegte Mosaiken mit Feldern in Fayence ab, die seit dem verheerenden Durchzug Tamerlans nicht mehr herzustellen sind. Jedes Feld, mit Arabesken von auserlesener Zeichnung umrahmt, stellt eine Garbe, einen Strauch oder Fantasieblumen dar, die aus irgend einer eigentümlichen Vase mit langem, feinem Halse herausragen.

Die sehr hohe, bemalte und vergoldete Decke mit Kuppeln und Einsagrösen ist von einer unglaublichen geometrischen Verwicklung, von übertriebener Farbenfantasie; sie ist übrigens verblaßt und durch wohlberechnete von unten kommende Beleuchtung im Halbdunkel gehalten. In den Mauernischen stehen mit funkelnden Edelsteinen besetzte Nargilehs, silberne Becken, auf denen, gleich dicken Tropfen blauer Milch, große Türksisen glänzen. Die Kissen und Divans sind mit nicht mehr aufzutreibendem Samt und mit unnachahmlichen Stickereien überzogen. Ueberall der völlig unberührte alte Luxus des Reichthums und der Kunst dieser Stadt — die leider an ihrem großen Abend angelangt ist und sich unvermeidlich,

ihrem Ende zuneigt. — Ich sehe von hier aus auf den Säulengang und die blühenden Zitronenbäume des alten, streng vermauerten Gartens.

Alein auch dieser Traum, auch dieser Zauber muß abgekürzt werden und hier ein Ende nehmen — man zeigt mir nur eine leere Decoration, in welcher die Personen dem Fremdling, der ich bin, scheu ausweichen und nicht erscheinen. Ich fühle, daß meine Gegenwart, obgleich mit Höflichkeit geduldet, nicht verlängert werden darf.

* * *

In demselben Teil liegen viele andere Wohnungen dieser Art versteckt, fast alle nach demselben Plan erbaut, jedoch weniger prachtvoll, weniger vollständig als diese, und schon etwas durch die Einfuhr fremder Waren: Standuhren aus Similibronze, Petroleumlampen und Hängelampen für Eßzimmer ihres Reizes beraubt.

Und wie wird es nächstes Jahr erst sein, wenn die Eisenbahn unsere europäischen Waren täglich auf den Markt von Damaskus wirft?

Eine gerade, zwei Kilometer lange Straße trennt den Stadtteil der Muselmänner und

Christen von dem der Juden. Schon die Römer hatten sie wie die in Palmyra gebaut und man sieht noch die Trümmer der prunkvollen Säulen, welche sie einfaßten; sie widerstand viele Jahrhunderte lang den orientalischen Wirren und Kämpfen.

Die Reichen Israels, die jenseits der Straße wohnen, besitzen ebenfalls merkwürdige Häuser mit denselben winzigen Eingängen, denselben eingemauerten Gärten, denselben sprudelnden Brunnen in Zitronen- und Rosenhainen.

Der Empfang jedoch ist ein anderer, hier sind es die Frauen, die uns neugierig entgegenkommen. Mitunter sind sie in europäischer Tracht, nach den auffallendsten Moden mit geschmackloser Uebertreibung gekleidet.

Auch hier bestehen die Empfangssäle aus zwei Theilen von ungleicher Höhe, der erste mit dem unvermeidlichen Springbrunnen und seinem Marmorbecken; allein die Ausstattung ist nicht mehr arabisch, sondern im Pompadour-Stil Louis XV. gehalten. Bei einem dieser Goldfürsten sind von oben bis unten an den Wänden die Muscheln, die Blumengehänge mit wahrer Pracht in den weißen Marmor gehauen, und es muß über-

raschen, in so weiter Ferne die Uebertreibung unseres veralteten Stils zu finden.

Springbrunnen, Orangen- und Rosenbäume fehlen nicht in den bescheidensten Häusern. Damaskus ist im wahren Sinne des Wortes die Stadt der sprudelnden Quellen und der Blumen.

Nach dem Stadtteil der Reichen und Kaufleute fangen unentwirrbare, wilde Vorstädte an, die sich bis zum schattigen Gürtel der Gärten und Wälder ausdehnen.

Die Häuschen sind alle aus dem karminroten Schlamm gebaut, welcher der Stadt aus der Ferne die feenhafte Farbe verleiht.

Im allgemeinen sieht man weder Dächer noch Fenster, nur alte, unförmliche, rosafarbige Mauern; überall dieselben barbarischen kleinen Gäßchen mit vielen irreführenden Windungen und oft ohne Ausgang, in welchen höchstens abgemagerte, nach Nahrung suchende Hunde umherlaufen.

*

*

*

Damaskus hat ausnahmsweise fast keine Wälle mehr. Es fehlen die hohen, zinnenbedeckten Mauern, die gewöhnlich die muselmännischen Städte so ängstlich einschließen.

Nur auf der Ost- und Südseite sind noch einige Spuren ehemaliger Bollwerke zu sehen, doch verkehrt man in aller Freiheit durch hunderte von Gassen und Straßen mit der grünen Dase.

In der Stadt selbst sind unendlich viele Gärten unter schattenspendenden Baumdächern; — Gärten von Privatleuten und öffentliche Gärten voller Rosensträucher und stets klarer, schnell dahineilender Bäche, — kleiner Pavillons, in welchen Kaffee gereicht wird, und roter Divans im Schatten. Die Frauen kommen hierher und hören das Wasser rauschen, schwagen und lachen oder rauchen Margilehs; — fast alle sind schön, wenigstens alle diejenigen, welche sich ansehen lassen.

Christinnen oder Jüdinnen tragen den Schleier bis zur Schulter, um den Hals eine schwere Amberkette, die Haare schmücken sie mit lebenden Blumen.

*

*

*

Damaskus ist in der That die heitere Stadt, wie sie mir gleich bei Beginn unserer Ankunft erschien; trotzdem man weiß, daß sie zu Zeiten fanatisch sein kann, fühlt man hier kaum die wehmütige, düstere Beklemmung des Islam, und wenn sie heute immer noch die Königin des Orients genannt wird, so ist dies besonders ihrer Farbenpracht und der Verschiedenheit der Trachten zuzuschreiben. Sie ist für jedermann zugänglich, unaufhörlich von Kommenden und Gehenden, von Karawanen, Handel und Lärm belebt, und die Trostlosigkeit der Wüsten hat sich hinter der großen Wand von Bäumen versteckt.

Ein vornehmer Pascha, der französisch spricht und mir vielen Dank weiß, weil ich in einigen Büchern meine Anhänglichkeit an sein Land betonte, bietet sich uns als Führer durch die verschiedenen Moscheen an. Seine Gegenwart und unsere Kostüme erleichtern uns den Eintritt. —

Damaskus, welches unter seinen hundertdreißigtausend Einwohnern wenigstens neunzigtausend Muselmänner zählt, besitzt ungefähr zweihundert Moscheen, in welchen fortwährend

das Gemurmel von Gebeten vernommen wird. — Leider wurde die große, berühmte Moschee der Omniaden, welche dreizehn Jahrhunderte alt und eines der Wunderwerke des Orients war, im vorigen Jahre ein Raub der Flammen und besteht heute nur noch aus einem Haufen Ruinen.

Es ist Gebrauch, sich seiner türkischen Pantoffeln gleich an der ersten Thür der Gotteshäuser zu entledigen und nur barfuß über die Marmorplatten der stillen Vorhöfe, in welchen sich von Morgens bis Abends so viele Turbane in Andacht träumend neigen, zu schreiten.

Der Luxus dieser Moscheen besteht besonders in ihren heute unbezahlbaren Töpfereikunstwerken: alte Fayence-Vasen aus Damaskus, welche nun schon bald 400 Jahre nicht mehr hergestellt werden können und die fast geheiligte Dinge geworden sind; — man hütet sie so streng, daß es den Fremden nicht mehr gestattet ist, sogar zerbrochene, in den Bazaren mit Gold aufgewogene Scherben mitzunehmen. — Im Vergleich zu diesen findet man alle Vasen, welche die Paläste Algiers und Marokkos zieren und die im allgemeinen italienisches Fabrikat aus dem

XVII. und XVIII. Jahrhundert sind, häßlich und gewöhnlich. — Gleich beim Eingang erblicken wir diese Töpferkunstwerke unter den ehrwürdigen Bogengängen der Höfe; im matten Weiß der Wände bilden sie hier und da Felder von unnachahmlicher Farbenpracht. Meistens stellen sie ein Thor, wie auf den Betteppichen, dar oder seltsame, steife Blumen; in der stillen Moschee finden wir im Halbdunkel der bemalten Fenster abermals welche, die ewig frisch zwischen verblaßten Mosaiken und verschoffenen Stickereien geblieben sind.

Stets treffen wir betende Gläubige in diesen Moscheen; fortwährend knieen Männer in schlichter, tiefer Demut auf den kostbaren Teppichen. Einige dieser Bethäuser sind weniger zugänglich und auch weniger gekannt, und hier wenden die Beter kaum den Kopf gegen uns, so wenig glauben sie an fremde Besucher. . . . Doch erhält man hier besonders auch die reinsten Eindrücke vom Islam: ruhiges Entsagen, das eigentümlicher Weise mit unendlicher Traurigkeit gepaart ist.

*

*

*

XII.

Samstag, 28. April.

Im Mittelpunkt der Stadt liegen die Ruinen der Moschee, die ehemals die Kirche des hl. Johannes von Damaskus war. Zeitgenossin der Sophienkirche und der Basiliken Konstantins und berühmt wegen ihrer Marmorsäulen und Goldmosaiken, wurde sie unter den Moscheen die dritte im Rang der Verehrung, nach Mekka und Jerusalem. —

Vor sieben oder acht Monaten brach, man weiß nicht wodurch, in ihrem ausgetrockneten Gebälk Feuer aus, und plötzlich, in wenigen Minuten stand alles in Flammen. Nachdem das Dach eingestürzt war, begann die ungeahnte Vernichtung der Säulen, von denen eine jede den Wert einer Stadt aufwog und welche die Erbauer damals aus alten Tempeln herbeigebracht hatten; plötzlich insanken gebracht; stürzten sie eine gegen die andere, und liegen nun unerseßlich zerstört, vernichtet am Boden. Seitdem blieb alles an dem, man wartet den

Entschluß des Kalifen ab. — Jedoch fehlt es den Menschen unserer Tage an Mitteln, um solch herrliche Wunderwerke wieder aufzurichten, auch ist es ganz im Sinne des Islam, sich vor der verhängnisvollen Zerstörung zu beugen. Der noch bestehende Vorhof mit den weißen Bogengängen ist von der Ausdehnung eines großen Städteplatzes, andächtig entledigt man sich der Schuhe vor dem Eintritt, obgleich er mit Trümmern und Schutt bedeckt ist — und heute sogar knien, die Stirne zur Erde geneigt, zahlreiche Gläubige dort.

Doch wird in der Abteilung des früheren Heiligtums der Omniaden nicht mehr gebetet wegen der vielen Trümmer und der zerbrochenen Säulen.

Hie und da glänzen Ueberreste des schönen Mosaik auf noch stehendem Bogen: steife Palmen oder ein Zweig Blumen auf byzantinischem Goldgrunde. Tausende von kleinen Stückchen, aus welchen der Mosaik mit so unendlicher Geduld zusammengesetzt war, bedecken glitzernd den Boden wie auch ganze Haufen von Schutt und geschwärzter Balken. Es ist, als ob ein Hagel

niedergefallen sei — ein Hagel von grünem Marmor, Prophyr und Gold.

In den von der Feuersbrunst verschonten Nebenteilen, in welche uns der Pascha, unser Freund, geleitet, im Hintergrund eines kleinen geheimnisvollen Hofes mit Grabmal und wunderthätiger Quelle zeigt man uns den silbernen Heiligenschrein, in welchem der Kopf des Propheten und Märtyrers Hussein aufbewahrt liegt.

Ueber schmale abgenutzte und vom langen Gebrauch glänzend gewordene Treppen steigen wir auf den großen Turm, um die Ruinen der Moschee, wie die ganze Ausdehnung der salmfarbnen Stadt zu überschauen; es ist gerade die Stunde des vierten Tagesgebets. Etwa zehn Muezzins, die uns nachgefolgt waren, bilden alle gleichzeitig mit ihren Händen ein Sprachrohr am Munde. Gewöhnlich schicken diese Sänger nur einzeln ihre wehmütigen Töne über die Stadt — fast in den Himmel. Ein Chor von Muezzins ist etwas neues für mich; man belehrt mich, daß es Gebrauch in der großen Moschee sei, damit die Gläubigen den Gesang von weitem hören und

damit das fromme Signal bis zu den äußersten Vorstädten bringe.

Auf der schmalen Gallerie müssen wir eng aneinander gedrängt hoch oben in den Lüften stehen. -- Es schlägt drei Uhr. Mit einem Male setzen die hohen Stimmen ihre traurige Fuge an, werfen frommen Schauer über die Erde, erschrecken die rasch entfliehenden Eulen des Minarets, und die auf dem Dache sitzenden Tauben, welche sich zu unsern Füßen gleich einer kleinen weißen Wolke erheben.

* * *

Höchst gepriesen im Orient ist die Aussicht von dem düstern Berge in der Nähe von Damaskus. Ich schickte schon voraus, daß gleich hinter den großen, die Stadt wie mit einem entzückenden Garten umgebenden Bäumen fast ohne Uebergang die Wüste kahl und öde beginnt.

Dieser nahe Berg hat schon etwas von der Natur der unendlichen Trostlosigkeit an sich; unfruchtbar, trocken, rötlich, zu allen Zeiten als Grabstätte benutzt und ausgehöhlt, bewohnen ihn nur Schakale und Tote. Der Weg führt

über Steine und Gräber hinauf; allein sobald man höher kommt, entfalten sich unter ihm die herrlich grünen Wälder und Gärten. Die Dase scheint sich mitten in dem düstern Horizonte zu vergrößern und zwischen den dichten Bäumen, halb untergetaucht im grünen Meere, entdeckt man mit ihren Minarets, mit den Myriaden von Kuppeln die ganze rosige Stadt, welche beinahe sechs Kilometer vom nördlichen bis zum südlichen Ende mißt. In dieser Entfernung scheint sie ungeheuer groß und feenhaft; — ja wahrlich, sie ist die Königin des Orients, die Stadt Saladins, die Stadt der alten Zeiten und Wunder.

XIII.

Damaskus, Sonntag, 29. April.

Wir stehen morgens am Eingang des großen Bazars. Das strahlende und noch frische Licht der zehnten Stunde. Ein unüberwölbter Stadtteil, in welchem die Bäume kräftig wachsen und grünen — ein im Freien liegender Platz mit

dem Gedränge des Orients, den die Sonne lustig durch die jungen Blätter der Platanen bescheint. Ein ehrwürdiger, mit alter Fahence verkleideter Brunnen. — Nahe und ferne Minarets ragen in die blaue Luft, in welcher die Schwalben fröhlich kreisen. Um den Platz herum Kaffeehäuser, ganze Reihen bunter Divans unter schattigen, vorspringenden alten Dächern; Leute in langen Gewändern von allen Farben sitzen hier, rauchen ihre blonden Cigaretten, deren Wohlgeruch sich leicht berauschend verbreitet.

Das ist der wahrhaftige Orient, ohne bestimmtes Alter, wie zur Zeit Aladins oder der drei Damen aus Bagdad.

Wir setzen uns einen Moment unter die Träumer; ein kleines, fünf- bis sechsjähriges arabisches Mädchen geht ernst-komisch auf sehr hohen Absätzen vorüber; plötzlich, weil sie zu viel nach den Schwalben sah, stolpert sie, verliert einen ihrer Pantoffel und fällt auf das Pflaster — gerade auf ihre kleine Nase.

Ohne einen Laut von sich zu geben, erhebt sie sich blutend und zieht wieder ihren Schuh an. — Ein Kind aus dem Volke, das schon an das einsame Mißgeschick gewohnt ist; — niemand

kümmert sich um ihr Leid und es wundert sie nicht. Es fließt immer noch Blut aus der armen, kleinen Nase; jedesmal wenn sie mit der Hand danach greift, sind ihre Finger ganz rot — es verzieht sich ihr Gesicht zu einem Ausdruck des Schreckens; Thränen kommen, und sie weint leise — geht aber sehr verständig zu dem nahen, herrlichen Brunnen, um sich dort ganz allein mit dem frischen Wasser zu waschen.

Als Schmerzensgeld reichen wir ihr etwas kleine Münze hin, welche sie dankend in ihre Tasche steckt, sie weint jedoch noch immer und blutet stark.

Ein kleiner sieben- bis achtjähriger arabischer Junge kommt des Weges, wie irgend ein anderer Vorübergehender; er ist einen halben Kopf höher als das Mädchen und gehört sichtlich einer wohlhabenderen Klasse an. Er geht auch ernst in seinem langen Rock einher und hält andächtig seinen Rosenkranz aus Bernstein in der Hand. Er sieht das Mädchen und bleibt stehen, um sie zu trösten; plötzlich entschlossen nimmt er sie bei der Hand und sagt uns, er wolle sie in sein Haus führen und dort pflegen lassen, und vertrauensvoll folgt sie ihm.

Wir dachten nicht mehr daran, als bald darauf der kleine Junge wieder das Mädchen herbeiführt und sie uns zeigt, — sie weint nicht mehr; das Blut ist gestillt und ihr kleines Gesicht hübsch gewaschen.

„Setz,“ sagt er, „will ich sie heimführen.“

Auch ihm gaben wir eine kleine Münze wegen seiner liebevollen Handlung, allein er glaubt, es sei wieder für die kleine Verwundete und er beugt sich herunter, um das Geld in die Tasche ihrer Schürze zu stecken. — „Nein, es ist für dich dieses Mal! — Behalte es!“ — Die Kleine teilt auch diese Ansicht. —

Beide danken unter großen Verbeugungen, und sich bei der Hand fassend, köstlich in ihrem kindlichen Ernst und den Kopf hoch tragend gehen sie zusammen weiter — bald verloren im großen Gedränge von Damaskus.

* * *

Heute ist griechisches Osterfest; im christlichen Stadtteil sind alle Straßen von einer fröhlichen Menge in Festgewändern belebt — und es überrascht uns, daß in der Stadt des Islam Sonntag ist — und noch dazu Ostersonntag.

Ein reges Gemisch europäischer Trachten — leider! . . . Männer in Ueberröcken und nur noch den Fez als etwas morgenländisches beibehaltend. Junge Frauen, welche entzückend in orientalischer Tracht wären, sehen lächerlich in ihrer modernen Toilette aus: aber die Mehrzahl, gottlob, ist noch in die langen, weißen Schleier der syrischen Christinnen eingehüllt und tragen eine Rose oder Jasmin in den Haaren.

Alle gehen langsam, andächtig zur Kirche.

In den kleinen, sonnüberfluteten Gassen, zwischen den bunten Mauern, über welche blühende Rosenzweige hervorragten, ziehen die Familien im Festschmucke lustig dahin, und wer ihnen außs Geratewohl nachgeht, kann versichert sein, daß er an die Basilika kommt, ohne sich im rosafarbenen Labyrinth zu verlieren.

Diese Basilika der Christen in Damaskus ist groß, neu und weiß; in einem sie umfassenden Hof bewegen sich Menschen in allen möglichen Trachten und jeder Sekte: Griechen Lateiner, Türken, Beduinen; wollene Burnusse und goldgestickte Jacken.

Die schönen Frauen sind in Schleier, die von der Stirn ausgehen und bis zu den Pantoffeln reichen, gehüllt. Und wie bei Hochzeitsfesten schießen die Männer und Knaben als Zeichen ihrer Festfreude.

Innen ist die Basilika ganz weiß, sehr reich, sehr hell, voll Sonnenschein. Der Heiligenschein im Hintergrund besteht ganz aus weißem Marmor.

Nach und nach füllt sich die Kirche mit der bunten, bestickten Menge, die draußen durch ihren Glanz bestrickt; ein jeder, Mann oder Frau, Araber oder Grieche, trägt eine vor der Thür gekaufte Kerze in der Hand.

Und endlich beginnt das große, erwartete Schauspiel: der nach Kirchenordnung vorgeschriebene Einzug des mit der byzantinischen Tiara bedeckten Patriarchen. — Er ist eine ehrwürdige Gestalt mit langem, grauem Bart; hinter ihm ein großes Gefolge von Priestern in goldnen Röcken.

Er setzt sich auf den Thron. Es wird mit Weihrauch geräuchert.

Wiedererweckte Szenerie der alten Zeiten in blendendem Lichte! Dieses Mal nicht in geheimnisvollem Halbdunkel, in welchem wir uns

gewöhnlich die vergangenen Dinge vorzustellen pflegen.

An der Kerze des Patriarchen werden jetzt die anderen angezündet, die hl. Flamme geht von Hand zu Hand und die Kirche füllt sich mit tausend roten Lichtchen, die fast glanzlos bei der hellen Nachmittagssonne brennen.

Draußen hört man immer häufigere Flintenschüsse und unter den Wölbungen erhebt sich jetzt ein gewaltiger Triumphgesang, indes die kleinen Christen eine Melodie von zwei bis drei Noten unaufhörlich singen, die sich mitten durch den Gesang und die Schüsse wie traurige Anrufungen ziehen. Der Orientfrühling verleiht dieser Osterstimmung seine ganze Pracht und Herrlichkeit, und bei so viel Vertrauen und Fröhlichkeit kann man sich nicht vorstellen, daß hier erst kürzlich eine Mezelei stattgefunden hat, daß hier vor kaum fünfunddreißig Jahren das Blut in Strömen geflossen ist.

* * *

Alles, was in Damaskus als Andenken an die Apostel oder die ersten christlichen Zeiten

gezeigt wird, ist bestreitbar und anfechtbar. Als Stätte der Bekehrung des Apostels Paulus gilt nicht mehr dieselbe, welche nach den ursprünglichen Ueberlieferungen vor den Kreuzzügen dafür gehalten wurde. Bloss das „Haus des Ananias“ scheint glaubwürdig; heute ist es unterirdisch und besteht aus kleinen, gewölbten Sälen, welche die Lateiner in eine Kapelle verwandelt haben.

Die Erinnerungen an die großen, muslimännischen Zeiten sind zahllos: die Paläste, Grabmäler, Bäder, Säulengänge, Bibliotheken und die ehemals berühmten, heute geschlossenen Schulen. Dies Alles ist jetzt nur noch mit Schwierigkeit den Fremden zugänglich, zwischen kleinen, karminroten Mauern eingeschlossen, und wie mit Absicht im großen Labyrinth der Straßen versteckt. Wunder der arabischen Kunst, Bogengänge mit Stalaktiten, Brunnen, Mosaikarbeiten, Fayence sind mit Trümmern vermischt, Ueberreste aus einstigen Zeiten liegen durcheinander und sind auf unförmlichen, antiken, sich in den Tiefen des Bodens verlierenden Ruinen aufgebaut; ein Chaos von Ueberraschungen voller Rätsel.

In Gesellschaft des freundlichen Paschas, der uns den ganzen Nachmittag begleitet, sehen wir alles überaus rasch an und müssen fortwährend Umwege einschlagen, um die für unsern Wagen zu engen Gassen zu vermeiden.

Bald befinden wir uns im engen Viertel, das hinter elenden Mauern feenhafte Gärten und Wohnsitze verbirgt, bald durchkreuzen wir wieder den verwirrenden, lärmenden Bazar.

Buchhändler = Bazar, Blechschmiede = Bazar, Dreher, Kupferschmiede, Bazar der Margileh-Händler oder Getreide = Bazar. Bazar der Schuster, vielleicht der bunteste unter allen: überwölbte, halbdunkle Gäßchen, deren Mauern unter ganzen Reihen von Schnüren türkischer, buntscheckiger, vergoldeter und versilberter Pantoffeln verschwinden. Jeden Augenblick müssen wir in den belebten Mengen langsamer fahren und laut schreien: „Aufgepaßt!“ Tausende von Hausierern rufen uns an, preisen ihr Zuckerwerk, ihre Limonade, ihren Kressensalat oder ihr frisches Brot in schon hundertjährigen Redensarten oder Versen, oder auch stets mit denselben Späßen an, was nicht allein Zeugnis

von der kindlichen Gutmütigkeit, sondern auch von der Unwandelbarkeit des Volkes ablegt: „Nehmen Sie Ihre Zähne in Acht!“ rufen die Verkäufer von Eis-Simonade. — „Besänftigen Sie Ihre aufgeregte Schwiegermutter!“ singen kleine Blumenhändler und bieten dabei ihre Sträuße aus Ringelblumen, Orangenblüten und Rosen an. Und unter diesen wunderlichen Ausrufen, die seit undenklichen Zeiten gebräuchlich sind, giebt es deren so alte, daß in manchen der Name Baals sogar noch vorkommt.

Seltene Gesichter verfolgen uns: Bettler von Profession singen ihre Klagelieder, Almosen verlangend, Derwische, Wahnsinnige, die uns folgen. . . . Ähnlich mußte im Mittelalter das Straßenleben in Europa gewesen sein. — Wir stören Unterredungen mit verschleierte[n] Gesichtern, die vor der Bude eines öffentlichen Schreibers stehen, um Briefe aufzusetzen und schreiben zu lassen.

Und endlich fahren wir durch die Vorstadt Meidan, in welcher sich die Karawanen des Südens aufhalten, und die wilden, neugierigen Blicke der Beduinen und allerlei Leute aus den nebenanliegenden Wüsten verfolgen uns.

Eine sehr heilig gehaltene Straße durchschneidet diese Vorstadt von Meidan, führt bis zum „Thore Gottes“ und verliert sich in die Unendlichkeit der Wüste; — es ist die Straße Mekkas, auf welcher mit jedem neuen Frühling die fromme Karawane in die Städte des Propheten zieht, denn seit Jahrhunderten ist in Damaskus der Ausgangspunkt der alljährlichen Pilgerfahrt. — Sie hat von ihrer Bedeutung verloren, diese Jahrhunderte alte Karawane, jetzt da die Dampfschiffe Tausende von Pilgern nach Djeddah fahren. Die Leute aus dem dunkeln Moghreb, aus Algier, aus Tunis und auch fast alle Türken aus Europa folgen nicht mehr von hier aus der langen, endlosen Wallfahrt, deren Durchzug in jedem Jahre die große Begebenheit der arabischen Wüste bildet; aber die Perser, die Tscherkessen, die Kurden, alle Muselmänner aus den entlegensten Theilen Asiens versammeln sich noch in Damaskus, um sich zusammen unter den feierlichen Gebräuchen der alten Zeiten auf den Weg zu begeben. — An ihrer Spitze fehlen nie die prunkvollen, mit großen Büschen aus Straußfedern verzierten Kameele, welche gegen Ende des Winters von

Konstantinopel abgehen, um über Kleinasien hierher zu kommen, und die auf ihrem Rücken in Hüllen aus goldgesticktem Samt die Geschenke des Kalifen für die Moschee der Kaaba tragen. —

Fast wären wir in diesem Jahre der großen Karawane in Idumäa begegnet. Sie wird Ende Juli nach Damaskus zurückkehren, und der Pascha der Stadt, der den offiziellen Titel eines „Führers der heiligen Karawane“ trägt, wird ihr entgegenziehen. Auch die Kaufleute der verschiedenen Bazare erwarten sie zwei bis drei Tagereisen weit in der Wüste Hauron, um den Pilgern die seltenen, aus dem äußersten Süden mitgebrachten Waren abzukaufen.

Auch heute ist diese Vorstadt von Meidan mit seltsamen Besuchern angefüllt: Drusen vom Lande, die ihr Getreide feilbieten, Kurden mit Schafsheerden, Beduinen von neuem, unbekanntem Gesichtsschnitt und die unruhigen, scheuen, aus den Einöden des Morgenlandes gekommenen unheimlichen Gazellenjäger, die mit sehr langen Lanzen bewaffnet sind und halb nackt auf ihren magern Pferden sitzen.

*

*

*

Im Galopp auf unseren Fuhrwerken in die Stadt zurückgekehrt besuchen wir noch bis zum Abend Karawanenherbergen, Bibliotheken und andere Moscheen. Dann als heilig verehrte Gräber, in welchen die großen Toten des Islam schlafen: in einem östlich gelegenen Friedhof zeigt man uns die Ruhestätte eines ehemals wegen seines frommen Lebenswandels und der Schönheit seiner Stimme berühmten Abessiniers, den der Prophet als Muezzin mit sich führte. Nahe bei der Moschee der Omniaden, mitten in einer Bibliothek kostbarer Manuscripte und unter einer mit Goldmosaik geschmückten Kuppel mit dem Datum des Jahres 666 unserer Zeitrechnung ist das Grabmal des tapfern Melek-ez-Zahir-Bibars, der gegen die Kreuzfahrer kämpfte und Damaskus vor ihren Angriffen beschützte.

In einem stillen Teile voller Ruinen steht das Grab des großen Salah-ed-din (Saladin), an welches wir mit ganz besonderer Ehrfurcht treten. Der Weg führt durch ein kleines, melancholisches Gärtchen zwischen Mauern an eine kleine geweihte viereckige Stätte mit Kuppeln; die Wände sind mit Kalk und Ocker getüncht. Rosen umgeben den

kleinen Tempel mit entzückenden blaßrosa und weißen Guirlanden, im Innern desselben herrscht die größte Einfachheit; in der Mitte jeder der vier Wände bildet ein arabischer Bogen eine kleine Nische, die wie vermauerte Fenster aussehen; auf jeder Seitenwand nur eine Verkleidung von auserlesener, alter Fayence. Unter dem weißgetünchten Dom steht der Marmorsarg einfach mit einem grünen Tuch bedeckt, auf welchem ein Turban aus Wull liegt.

Stilles Vergessen ruht um den schon längst Gestorbenen, dessen Name nichtsdestoweniger für uns Europäer seinen strahlenden, feenhaften Schein durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt hat. Abends, zur Stunde der roten Sonne treten wir in einer entfernten Vorstadt an das Grab des Muhied = din = Ibn = el Arabi, des großen, mystischen Denkers aus dem alten Damaskus. Bei seinen Lebzeiten wurde er verhöhnt und verfolgt und nach seinem Tode auf die Abdeckerei geworfen. Jedoch später kam für ihn die Zeit seiner Apotheose, und man suchte pietätvoll nach seinen Ueberresten. Der Sultan Selim widmete seinem Andenken einen Prachtsarg in einem Monument aus blauer Fayence

im Hintergrund einer Moschee, deren Thor, das für die Ungläubigen nur selten geöffnet wird, zu seiner Ehre mit alten, grünen, fromme Inschriften tragenden Fahnen wie überladen ist. Unter demselben Monument ruhen noch andere berühmte Persönlichkeiten, welche darum gebeten hatten, im Schutze des großen, seliggesprochenen Denkers beigesetzt zu werden. Ihre Särge stehen um den Sarkophag Muhied-dins, der mit einem wunderbar durchbrochenen, kupfernen und mit Blumen aus getriebenem Silber geschmückten Gitter umgeben ist. Von der Decke hängen antike Laternen herab. Die Töpferarbeiten der Wände stellen in zwei verschiedenen blauen Tönen auf bläulichem Grund ganze Reihen düsterer Cypressen dar, deren steifen Linien sich so häufig bei den arabischen Ausschmückungen finden. Auf dem Boden liegen kostbare wie Seide glänzende Teppiche von unvertwüstlichen Farben: rot, orangegelb oder grün, die selbstverständlich nur barfuß betreten werden.

An diesem stillen, geheimnisvollen und schwer zugänglichen Orte ist der ganze Zauber der muselmännischen religiösen Kunst vereinigt.

Zeichnungen und Formen der Gegenstände

sind vergeistigt, was eine ganz besondere, eigenartige und zugleich friedliche Stimmung hervorruft. —

Während ich das herrliche Gitter um des Denkers Grab aufmerksam betrachte, stütze ich die Hand auf einen der andern Marmorfärge, den bescheidensten unter allen, der einfach mit einem schwarzem Tuche bedeckt ist.

„Wissen Sie“, sagt mir der Pascha, „auf wessen Grab Ihre Hand ruht? Wer da unten schläft? — Der Emir Abdel Kader!“ — „Der Emir Abdel Kader?“ — Ich wußte nicht, daß an dieser Ruhestätte der mächtige Name, der vom Glorienschein des Heldenmutes und der Schlachten umgeben ist, zu finden sei. Mit unüberlegter Gebärde, — eine Erinnerung an unsere europäischen Gebräuche, — hebe ich die Hand bis zur Stirn, um vor dem Toten mein Haupt zu entblößen. . . . Doch nein, ich bin in orientalischer Tracht und muß mich der orientalischen Sitte unterwerfen — und mein Arm sinkt langsam herab.

Welch wehmütiges Schicksal ward diesem Manne, der in Damaskus sein Leben als Verbannter auszhauchte! Und wie gut liegt er hier

für den ewigen Schlaf gebettet, unter dem bescheidenen, kleinen, schwarzen Katafalk, zwischen den blauen Wänden, neben der prunkvollen Grabstätte des Weisen, deren Schatten ihn beschützt.

* * *

Da wir hier in der Nähe des über Damas-
kus ragenden Berges sind, wollen wir ihn
nochmals besteigen, um ein letztes Mal die
untergehende Sonne, die ganze Entfaltung der
rosafarbenen Stadt, die wir morgen bei Tages-
anbruch verlassen, zu bewundern.

Wir gehen langsam aufwärts, und bald
entwickelt sich die Dase; die größer werdende
Stadt erfreut uns mit ihrem aus der Ferne
gesehenen, wunderbaren Anblick. Gegen Westen
bildet das Grün eine unendliche Linie; es ist
das Thal Barada und die große, nach Beirut
führende Straße. Im Süden verlängert sich
die Vorstadt Meidan zu einer langen, rosigen
Spitze mitten in grünen, samtenen Bäumen;
dort ist die geheiligte Straße, auf welcher seit
Jahrhunderten unzählige begeisterte Pilger an-
dächtig und hoffnungsfroh nach Mekka und

Medina wandern; und östlich zieht sich der Weg der Karawanen Palmyras und Bagdads durch Gärten und Friedhöfe. —

Große Gewitterwolken ziehen sich zusammen und verdüstern den Himmel. — Schlechte Vorboten für unser wieder beginnendes Nomadenleben! Sonnenstrahlen irren auf der Erde hin und her und bilden bald hier, bald dort lange Streifen von noch zarterem Rosa über den Kuppeln und Mauern, oder sie werfen einen noch hellgrüneren Schein auf die Gipfel der Bäume.

Träumer der ältesten Zeiten besuchten ehemals den öden Berg, deswegen betrachteten ihn die Muselmänner als geheiligt. Auf der stillen Höhe fühlen wir uns all denen näher gerückt, die hierherkamen, denen, die vor vier- oder fünftausend Jahren ihre Blicke auf der ewigen Stadt, auf der stets frischen Dase ruhen ließen. Die rasch dahinfliegenden Jahrhunderte, die Jahrtausende verschmelzen sich wieder in unserm Geiste zu Minuten. Man lebt im alten, unveränderlichen Orient in solch vertrautem Umgang mit Myriaden von früheren Geschlechtern. Ist geht deshalb die Vorstellung der Dauer verloren und die gegenwärtige Stunde

scheint im Abgrund der Vergangenheiten zu verschwinden.

Der Sonnenuntergang! — Das Abendgebet! — Schriller, trauriger, anhaltender Lärm erhebt sich aus der Stadt und vermengt sich mit dem lauten Gezwitsher der in der Luft wirbelnden großen, schwarzen Schwalben. Wie fernes Wehklagen steigt es zu uns herauf, als ob es — in orientalischer Form — das ganze menschliche Elend ausdrücken wolle.

Endlich schweigt alles; die Stille scheint jetzt desto größer, denn der Abend ist herein gebrochen.

XIV.

Montag, 30. April.

„Allah Akbar! Allah Akbar!
Allah ist groß! Allah ist der einzige
Gott!“

Raum hat es vier geschlagen, so verbreitet sich schwacher, unbestimmter Schein in der Luft und der Muezzin singt.

Er singt mit heller Stimme das Morgengebet: Endlos, unerwartet sind seine musikalischen Sätze und von einer die gewöhnlichen Töne der Menschen übertreffenden Höhe, von seltenem Gefühl, von tiefster Behmut.

Es ist der Muezzin der nächsten Moschee, und man sollte glauben, er stehe hier auf unserem Dache.

„Allah Akbar! Allah ist groß! Allah ist der einzige Gott!“

Er wiederholt sein Gebet nach allen Windgegenden; wenn er gegen Westen oder gegen Norden singt, verlieren sich die Worte, und es ist, als ob man keine menschliche Stimme sondern Töne einer Hoboe vernähme.

Ich höre ihn, und doch schlafe ich weiter; sein Gesang macht mir, ohne daß ich mir das Bild erklären kann, den Eindruck, als ob ein großer Traumvogel seinen Flug im grauen Dämmerlichte nähme, in die Höhe fliege und mit leichten, fortwährend zitternden Flügeln wieder herabschwebe, wieder aufsteige und endlich unter Todesbangen herniederfalle.

Jeden Morgen höre ich beim Tagesgrauen die hohe Stimme hinziehen und mit Wehklagen

endigen. Stets überfällt mich ein Gefühl des Bangens vor dem Islam — im Schlafe, der wieder tiefer wird, sobald der Gesang sein Ende erreicht hat.

Heute jedoch ist der Tag unserer Abreise, und ich schlafe nicht wieder ein. Unten in der kaum hell gewordenen Straße klingeln lustig die Glöckchen der am frühen Morgen vorüberziehenden Maultiere. Dann stimmen die Vögel, die großen Schwalben, nach leichter Einleitung ein ausgelassenes Morgenständchen an. Und schließlich vernimmt man die Rufe der Händler, den Lärm der Handwerker, der Hämmer, das ganze Geräusch des Lebens im Orient.

Punkt sechs Uhr sitzen wir zu Pferd, um weitere vier Tagemärsche, die letzten unseres herum-schweifenden Daseins wieder aufzunehmen.

Immer weiter aus dem Bereich der heiligen Stätten kommend, deren Bilder leider verschwinden, steigen wir gegen Norden in das Land der Heiden bis zu den ungeheueren Ruinen des Sonnentempels; von da aus gelangen wir nach Beirut, dem Ende unserer Pilgerfahrt.

Den ganzen Tag verfolgen wir den Lauf des Flusses, der mit seinen sprudelnden Wassern nach Damaskus zieht und sich in den „See der Wiesen“ verliert. Zuerst wandern wir auf der nach Beirut und bis zum Meere führenden fahrbaren Straße, dann auf schwierigen Wegen in tiefem Thale, welches den Fluß einengt und hinter grünen Wölbungen versteckt.

Unsere Pferde steigen nun bis zu halber Höhe über ungleiches, ausgetrocknetes, ödes Land von der eintönigen Farbe des roten Ackers, indes unter uns das enge, endlose Thal, gleich einem Gewirr von glänzenden, saftig grünen Bäumen und Gräsern liegt. — Wie in Damaskus hören wir unablässig das rauschende Wasser, die murmelnden Bäche und Wasserfälle.

Bald sind wir höher in der völlig ausgebrannten, ackerartigen Unfruchtbarkeit, bald tiefer unter den Zweigen der Bäume; jetzt können wir unterscheiden, was in ihrem Schatten wächst: Bohnen, Gerste, Weizen und Blumen; wir sehen auf die Dächer der nächsten Dörfer, und um die Brunnen sind Frauen und Kinder geschart, die ihre schönen Augen zu uns erheben. Alles Leben hat sich hier unten im frischen, grünen

Dunkel gesammelt, alles übrige Land besteht aus Steinen und verlassenen, von der Sonne versengtem Fels. —

Oh! die entzückenden Gesichter der jungen Mädchen, die von Zeit zu Zeit aus einem Fenster, einem Garten oder von einer Terrasse beim lärmenden Schritt unserer Pferde nach uns schauen.

* * *

Gegen zwölf Uhr Flintenschüsse in der Ferne. Sie kommen aus einem Dorfe, über dem wir bald stehen werden; wir hören auch menschliche Stimmen, die im Chor singen und gewaltige Tam-Tamschläge, je zu drei und drei in langsamem Tempo.

Es ist eine Hochzeit, die wir aus der Vogelperspektive, wie alles was im Thale vorgeht, sehen.

Ungefähr zehn Meter hoch über einem von karminroten Häuschen umgebenen Platze stehend, halten wir an, um hinter uns zu schauen. Neben einem Springbrunnen auf einem rosafarbenen Boden, unter grünen Bäumen sind alle Einwohner der Umgegend, zwei- bis dreihundert Syrier und Syrierinnen, in Festesgewändern im Kreise unter der durch die frischbelaubten Zweige

gedämpften Sonne versammelt. Sie tragen blaue oder rote langärmelige, goldbestickte Jacken — alles schöne Kostüme, die in den Truhen der Dörfer ringsum bisher geruht hatten. —

Die Männer lassen ihre Flinten knallen, andere schlagen singend auf ihre Tam-Tams. Das Brautpaar steht in der Mitte: zwei Kinder noch, sie kaum fünfzehn Jahre alt, er noch bartlos. Reich bestickt und vergoldet gleich den andern Leuten des Hochzeitszuges halten sie sich nahe bei einander, ängstlich und kindlich, theils aus Schüchternheit, theils durch die Sonnen- glut geröthet. Beide tragen ihr Vermögen auf der Stirne, er um seinen Tarbuk, sie um ihren Schleier in Kränzen aus Goldstücken. Und viele schöne Männerköpfe mit langen Schnurbärten sehen zu uns herauf, eben so viele entzückende Frauen- gesichter mit ihren großen schwarzen Augen.

*

*

*

Einige Zeit später steigen wir zu dem Eden hinab, um unser Mittagsmahl unter einem Laubdach vor einem kleinen Wirtshause, das uns Nargilehs liefert, einzunehmen. Ganz nahe führt eine römische Brücke über den schmalen

Wach. Während unserer Mahlzeit kommen viele Leute von der nun wahrscheinlich beendigten Hochzeit zu Pferde vorüber. Alle sind auffallend schön.

Leider kommt auch eine Cooksche Truppe auf Maulfeln — lächerlich und lärmend.

* * *

Am Abend schlagen wir unsere Zelte an einem alltäglich aussehenden Orte auf, der ebenso gut ein Stück Frankreich sein könnte: Gerstensfelder und Pappelbäume unter nordischem Himmel.

In unserer Nachbarschaft lagert eine andere Cooksche Gesellschaft; die zweite, die uns nun heute begegnete. Wegen der großen Ruinen Baalbeck's ist dieser ganze Teil Syriens durch jene Leute unsicher gemacht.

XV.

Dienstag, 1. Mai.

Unsere Nachbarn, die Cookschen, sind schon vor uns in zwei Gruppen geteilt aufgebrochen. Die einen besuchen Baalbeck auf einem

Weg, den wir nicht einschlagen, die andern gehen auf die Löwenjagd ins Gebirge mit einer Ausrüstung gleich der unseres unsterblichen Tartarins. — Oh! die Wüste Arabiens mit ihrer Stille, ihrem weiten Raume, in der wir allein erwachten! . . . Drei Stunden, die uns die Arbeiten an der zukünftigen Eisenbahn von Aleppo, in einem Thale, das schön und einsam gewesen ist, verkümmern, haben wir zu überstehen. Hier setzen Arbeiter, deren Köpfe mit unförmlichen Hüten bedeckt sind, Maschinen in Bewegung und schaufeln in der Erde, gleich einer Region böswilliger Ameisen.

Auf Querspfaßen erheben wir uns nun bis zu den ersten Ausläufern des Anti-Libanon, den wir ganz überschreiten müssen, um Baalbeck zu erreichen und hier befinden wir uns wieder in großartigen Steinöden. Auf kahlen Hochebenen oder in tiefen Schluchten haben wir wieder einmal stundenlang das gewaltige Steinreich vor uns. Ein wehes Gefühl, allein in diesem öden Lande zu sein, beschleicht uns.

Ein arabischer Reitermann holt uns ein, streift um uns herum, sein Pferd vorreitend, mit dem sichtslichen Verlangen, Bekanntschaft anzu-

knüpfen. Sein langer, roter und goldner Schleier fällt auf einen weiten, schwarzen, goldbestickten Mantel. Er und sein Tier sind prächtig anzuschauen.

Und schließlich machen wir mit ihm Bekanntschaft nach einem zwischen uns ausgetauschten Lächeln bei Gelegenheit eines Seitensprunges des sich aufbäumenden Pferdes. Ich spreche ihm, was er übrigens offenbar suchte, mein Kompliment über seine Reitkunst aus; zufällig ist er der türkischen Sprache kundig und die Freundschaft ist bald geschlossen.

Wir setzen nun unsern Weg in der hohen steinigen Einöde bis zu seinem Dorfe dort unten bei Baalbeck zusammen fort; er wird an unserm Mittagsmahle teilnehmen, sobald die Teppiche zu unserer Kist im Freien ausgebreitet liegen. Um uns herum wird alles rauher, ungleicher, und es giebt Momente, die uns in dem so entweiheten Syrien wieder in das herrliche freie Leben der Wüste zurückversetzen.

Unser Reisegefährte erzählt uns, daß er maronitischer Christ und in Folge dessen trotz seines schönen Anzuges sehr arm sei besonders wegen der religiösen Verfolgungen. Noch sehr lebendig fühlt er den Haß gegen die Drusen und mit

Groll gedenkt er des Blutbades. Wenn er davon redet blißen seine Augen.

Gegen die Berge im Osten deutend sagt er: „Dort unten haufen große Löwen, hätten Sie nicht Lust, mit Ihren guten Flinten auf die Jagd zu gehen?“

* * *

Ein einziger Baum in dieser hochgelegenen Wüste, seine jungen, kaum entfalteten Blätter mildern die Sonne, geben fast etwas Schatten. Uebrigens bedeckt sich der Himmel rasch mit seltsam ausgezackten, zerrissenen, theils grauen, theils schwarzen Wolken und der Wind erhebt sich.

* * *

Nachmittags wandern wir wieder durch düstere Schluchten in der Nähe der Berggipfel. Bald eröffnet sich eine neue unermessliche Weite. Die Ebene von Baalbeck breitet sich wie ein Meer vor unsern Blicken aus — im Hintergrund erscheint, gleich einer Weltmauer, die Kette des Libanon; — gestreift, zebraartig mit Schnee bedeckt, trotz der weiten Ferne porzellanweiß auf einem Grunde schwarzer Wolken.

Ein unerwarteter, sich plötzlich offenbarender Anblick, fast schreckenerregend großartig unter dem düstern Himmel!

In diese Ebene, eine Art breites Thal zwischen dem Libanon und dem Anti-Libanon, müssen wir hinabsteigen, um den Sonnentempel zu erreichen. Doch hier ist das Dorf des Arabers. Er steigt vor uns abwärts: „Kommt mit mir in mein Haus,“ sagt er, „um den Kaffee unter meinem Dache zu trinken.“ — Aber nein! der Umweg würde uns zu sehr verspäten — und wir verlassen ihn mit einem Händedruck.

Er setzt sein Pferd in Galopp und beide verschwinden bald vor unsern Augen. Mann und Tier sind Kinder der Freiheit, deren Blicke und Bewegungen durch nichts gehemmt sind.

*

*

*

Nach einer Stunde entdecken wir endlich die „Stadt Baals“. In den kahlen, grauen Ebenen, die wir nun auf gewundenen Pfaden erreichen werden, grünt eine Oase mit Bäumen des Nordens: Pappelbäumen und Espen. Man sollte meinen, ein kleines Stück unseres Frankreich zu sehen, wenn nicht über diesen Frühlings-

wald riesig schlank und hoch der Säulengang des Sonnentempels ragte.

Sechs Säulen nur, welche einen zerbrochenen Fries tragen, sind alles, was von dem Tempel, der eines der erstaunlichsten Weltwunder war, übrig geblieben; heute ist es nur noch eine Ehrfurcht gebietende Ruine. Beim ersten Anblick aus weiter Ferne überwältigt uns das Uebermenschliche in den Größenverhältnissen. Sie überragt alles in ihrer Umgebung; die höchsten Bäume sehen wie Gräser zu ihren Füßen aus, und unter ihr, im Grünen, erheben sich andere ungeheurere Massen, schreckenerregende Trümmer, die sie jedoch mit ihrer ganzen Größe erdrückt: Mauern, Säulen, Tempel der Götter. Plötzlich erfaßt uns wie mit einem Schlage Wehmut beim Anblick der rosafarbenen Ruine, die heute in der öden, toten Gegend traurig verlassen in so nutzloser Pracht über die Pappelbäume ragt.

Wie das Gespenst des alten prunkliebenden Heidentums hält sich diese Säulenreihe des Sonnentempels noch in der Luft, zu gewaltig, einer Vision gleich — vor den Höhen des schneeigen Libanons, der sich heute Abend glänzend weiß vom dunkeln Himmel abhebt.

Baalbeck (auf syrisch Stadt Baals) hat einen dunklen Ursprung. Man weiß nicht genau, welche Menschen sie gegründet haben, noch welches Volk dort vor unberechenbaren Zeiten dem Gotte Baal einen riesigen Tempel aus cyclopischen Steinen mit fast unzerstörbaren Grundmauern erbaut hat, welche die in späteren Jahrhunderten von Antoninus und Caracalla errichteten großen Säulentempel tragen mußten. Gleich Damaskus verdankt die Stadt seit undenklichen Zeiten ihr Bestehen der Dase und dem fließenden Wasser, auch machte sie ihre Lage zwischen Tyrus und Palmyra an einer der besuchtesten Straßen der alten Welt schon von alters her zum Mittelpunkt des Handels und des Reichthums.

Aber ihre Geschichte bleibt räthselhaft. Im Anfang des christlichen Zeitalters hatte sie Kirchen, Bischöfe und Märtyrer aufzuweisen; als sie sarazenisch geworden, plünderten sie die Kreuzfahrer, später erlitt sie die feindlichen Einfälle Hulagus und Tamerlans; nachher, wie so viele Städte des Orients, nahm sie ab und erstarb. Heute ist sie nur noch ein elender Flecken; Erdbeben und fortwährende Kämpfe

zwischen den Maroniten aus der Ebene und den Drusen aus den Bergen zerstören sie vollends. Beim Herannahen erblicken wir das Baalbeck unserer Tage: einige Häuschen theils arabisch, theils europäisch, alles armselig und klein. — Eine Zwergenstadt zu Füßen der großen, stillen Tempel.

Die hinabführenden Windungen münden auf eine fahrbare, sich in die Ebene hinausziehende und von Beirut kommende Straße. Von hier aus werden wir morgen unsern Weg in zwei Tagemärschen bis zu dem uns aufnehmenden Schiffe fortsetzen. Sobald wir unsere Füße auf diese bequeme Straße gesetzt haben, ist es vorbei mit den Pfaden Syriens und Palästinas, vorbei mit den Fährten und Spuren der Wüste, die uns seit unserer Abreise von Aegypten so gewohnt geworden sind.

Am Eingang von Baalbeck stehen zwei oder drei Zeltlager von Cookschen Gesellschaften; kleine morgenländische Gasthöfe, eine häßliche englische Schule mit rotem Dach und Wagen, welche die Touristen zu den heute jedermann preisgegebenen großen Ruinen transportieren.

Ohne vom Pferde zu steigen reiten wir an unsern Zelten vorbei durch das heutige Baalbeck, um noch vor der Dämmerung den Sonnentempel zu besichtigen.

Zwei Dinge halten uns unterwegs auf. Zuerst eine große, aus Trümmern von Tempeln und Kirchen, aus ungleichförmigen Säulen, aus allerlei Marmor in verschiedenartigem Stil wieder aufgebaute Moschee, welche später aufgegeben wurde und Wind und Wetter, Dornen und Disteln überlassen blieb. Schafe und junge Esel weiden hier heute Abend unter prächtigen Gewölbhogen. — Darauf sehen wir mitten unter frischen Bächen in einem wahrscheinlich ehemals von den Nymphen aufgesuchten Pappelhain die Ueberbleibsel eines Venusstempels, dessen krumme Linien, Blumengewinde, muschelförmigen Verzierungen an die etwas gekünstelte Grazie unseres europäischen XVIII. Jahrhundert erinnerte.

Endlich bringen wir über Bäche und Steingeröll in das Innere der Dase, in die großen, verlassenen Baumgärten und gelangen an den Fuß der großen Ruine.

Als eine nach allen Seiten geschlossene Riesenfeste ohne Ausgang steht sie in ihrer

erdrückenden Größe vor uns. Die ersten Sarazenen wandelten diese einst jedermann über Marmortreppen zugängliche Akropolis der Götter in eine uneinnehmbare Festung um, zerstörten die Stufen und vermauerten die Vorhallen und alle Nebeneingänge.

Heute dient als Eingang eine alte eisenbeschlagene, niedere Thür, die ein türkischer Wächter um den Preis eines Medjidieh pro Kopf öffnet und welche nur zu den unterirdischen Gewölben des Tempels zu führen scheint.

Nachdem wir die Schwelle überschritten, umgiebt uns Höhlendunkel bei dem alten Baal; wir stehen an einem Orte, dessen Alter bis zu der Steinzeit reicht. Zwei gleichlaufende, hundert Meter lange Gänge und ein dritter, querlaufender, sind durch nebeneinander stehende Steinblöcke von zehn bis zwölf Metern Seitenfläche gebildet: ein für ewige Dauer errichteter Bau, der Jahrtausende an sich vorüberziehen sah, ohne im geringsten darunter gelitten zu haben. Ehemals waren diese Zugänge wahrscheinlich unter freiem Himmel und der „befruchtende und verwesende“ Gott ließ während der Sommertage der fernsten

Zeiten sein erstes, verzehrendes Licht hineinfallen. Im Lauf der Jahrhunderte wurden sie mit schweren, theils römischen, theils noch älteren Bogen überdeckt, so daß nun eine Art finsterner Keller als Tempel für die späteren Zeiten daraus geworden ist, demselben ewigen Herrn geweiht, der nur den alten phönizischen Namen Baal gegen den von Helios umtauschte. Zur Zeit, als sich diese gewaltigen neuen Gotteshäuser erhoben, hieß dieser Ort eine zeitlang „Heliopolis“ — Stadt der Sonne; — aber nirgends im Orient konnten die griechisch-römischen Benennungen gegen die ursprünglichen Namen standhalten, und mit der Zeit wurde aus Heliopolis wieder Baalbeck. —

Diese düsteren Gänge münden in die Akropolis zwischen großen Ruinen auf einen den Raum einer ganzen Stadt einnehmenden Hof, in welchem die Trümmer von übermenschlichen Bauten durcheinander liegen. Ein Gewirr von herrlichen Torfen, zerstört, schief stehend, eingestürzt — alle von solch ungeheurem Maßstabe, daß man weder begreift, wie die Menschen sie errichten, noch wie die Zeiten sie zerstören konnten. Mauern, mit unvergleichlicher Bild-

hauerarbeit verziert, stehen noch aufrecht, und Riesensäulen ragen zum Himmel und tragen noch hoch oben Fries-Bruchstücke.

Dies alles war aus riesigen, symmetrisch zusammengefügt und geordneten Blöcken gebaut und von einer Schönheit und künstlerischen Bedeutung, die wir heute nicht mehr kennen. Zehn bis fünfzehn Meter hohe, gleichmäßige Monolithen bildeten prachtwolle Thürpfeiler; Massen, die unsere modernen Maschinen kaum zu bewegen imstande wären, liegen in schreckenerregender Höhe eine über der andern und bildeten Schwellen, Gesimse oder Wölbungen. Neben solchen Dingen erscheinen unsere uns mit Stolz erfüllenden Gebäude, unsere Paläste, Festungen, Kathedralen wie armselige, vergängliche, aus Kieselsteinen oder Krümchen hergestellte Bauten. Angesichts dieser Titanenwerke bedrückt uns das Bewußtsein unserer Kleinheit und das Gefühl der Machtlosigkeit der Menschen unseres Jahrhunderts, die unfähig sind, gleiches hervorzubringen oder es wieder aus den mächtigen Trümmern aufzubauen. —

Der Ort ist einsam, unendlich still und trostlos. Dort oben läuft ein Beduinen-Hirte

wie ein seltsamer Zwerg auf einem Fenster-
simis des Tempels. Etliche Ziegen klettern
auf kostbaren Bildhauerwerken herum und
weiden das Gras der Ruinen ab, und in
der Ferne zeigt sich die weiße Kette des Libanon,
zwischen zerbrochenen Säulen hindurch sicht-
bar, über den aufgehäuften großen Steinen. Das
Ganze liegt schreckenerregend unter den dunkeln
Wolken.

* * *

Um den allgemeinen Plan dieser Tempel
zu begreifen, dessen Größe wir im ersten
Augenblick erfassen, muß man durch die
Trümmerwelt bis zum äußersten östlichen
Ende der Akropolis, dem einstigen Haupt-
eingang, gehen, dann zurückkehren, den
Weg verfolgen, den die Anbeter der alten
Götter einschlugen, um bis zum ältesten Tempel
im Hintergrunde zu gelangen. Diese prächtigen
Eingänge und Vorhallen, zu denen früher eine
monumentale Treppe führte, sind vor etwa
tausend Jahren von den Sarazenen mit
ungeheuren Ueberbleibseln der inneren Tempel

vermauert worden. Der aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzte Wall wurde später durch Belagerungen und feindliche Einfälle zertrümmert, und später kamen die großen Erdbeben, welche diese fabelhaften Bauten wie Kinderspielzeug herumschüttelten und daraus Trümmerhaufen gestalteten.

Uebrigens waren besonders die Sarazenen nach den Christen der ersten Zeiten die hauptsächlichsten Zerstörer dieser einzigen Akropolis der Welt, die zu ewiger Dauer bestimmt schien.

Mit feindseliger Erbitterung und unauslöschlichem Hasse arbeiteten sie Jahrhunderte lang an deren Vernichtung oder Veränderung, zerschlugen mit Arthieben die feinen Bildschnitzereien, die sie erreichen konnten, und zielten mit kleinen und großen Geschossen auf die, welche hoch oben angebracht waren.

Ueberall erhöhten sie die äußern Mauern, um sich in einer desto sicherern Feste einzuschließen; auf die antiken Gesimse und die eleganten Frieße bauten sie mit dem Material der abgerissenen Gebäude ihre traditionellen, spitzen Binnen.

Und seltsam, an diesen Bauten, bei welchen sich im Lauf der Zeiten so verschiedene Völker beteiligten, ist die Abnahme der menschlichen Kraft an den Steinen, die dazu verwendet wurden, festzustellen. Zuerst die untersten, die cyklopischen, eine Art Felsen, die heute nicht mehr in Bewegung gesetzt werden können, und die, man weiß nicht wie, von den ersten Menschen hierhergebracht wurden; die mittleren, die von den Römern darauf gesetzt worden sind, dünken uns zwar auch noch ungeheuer, aber doch schon kleiner; die obersten endlich, von den Muselmännern hinzugefügt, sind viel kleiner, obgleich sie das Material unserer modernen Bauten auch noch übertreffen.

* * *

Nach den Vorhallen, den großen, pomphaften, nicht mehr vorhandenen Eingängen, die man jedoch im Geiste wieder aufbauen kann, treten wir in zwei aufeinanderfolgende, riesige Höfe; der erste sechseckig mit siebenzig Metern Durchmesser, der zweite rechtwinkelig mit hundert bis hundertfünfzig Metern Seitenlänge. Beide sind von gleicher Pracht; die hohen, dicken Mauern,

selbstverständlich aus Steinen vom größten Kaliber, bestehen abwechselnd aus geraden und eingebogenen Teilen, welche halbe Rotunden mit zwei Stagen Vertiefungen bilden, deren Giebel theils abgerundet, theils gerade oder muschelförmig aussehen. Diese herrlich behauenen Nischen waren anscheinend von je zwei roten Granitssäulen eingefasst, welche nun verstümmelt in massenhaften Bruchstücken auf dem Boden liegen. Jedenfalls standen in jeder Vertiefung Statuen, welche heute zerstört sind. An dem oberen Fries winden sich endlose Blätter-, Obst- und Blumen-Guirlanden in erhabener Arbeit entlang. Das ist schon allein eine Welt und stellt einen ungeheuren Aufwand an Kraft und Material dar und hat wahrscheinlich das Leben einer Legion Menschen während langer Jahre erfordert. — Hier ist der Sitz der Priester, der Vorplatz der Götter gewesen. —

Nach diesen beiden Höfen kommen endlich die großen Wunderwerke: links der ungeheure Jupitertempel und gerade gegenüber auf der Linie der Vorhallen der grandiose Sonnentempel, der leicht und lustig mit seiner gewaltigen Höhe, mit seinen schlanken Säulen

von zwanzig bis fünfundzwanzig Metern (fast zweimal so hoch als die höchsten Häuser unserer europäischen Städte) alles beherrscht.

Von diesen beiden Tempeln ist der Jupitertempel am besten erhalten, jedenfalls weil er stämmiger, schwerfälliger auf den ewigen Grundmauern sitzt und den Angriffen der Menschen und Erdstöße besser Widerstand leisten konnte.

Vor dem Eingang liegen riesige Trümmerhaufen, Säulens tummel, große von den Decken herabgefallene Blöcke. Jedoch stehen noch fast der ganze Platz der Götterstatuen, ein großer Teil des Säulenganges, sowie die Tempelvorhalle. Es ist ein Tempel mit isolierten Säulen korinthischen Stiles; seine Gesimse, seine Frieße sind mit Bildhauerarbeit vom ausserlesensten Geschmack verziert. Blätterwerk und Blumen ziehen sich als unendliche Gewinde auf den ungeheuren Blöcken hin.

Auf der höchsten Spitze der riesigen Säulen runden sich die korinthischen Akanthusblätter und an den Wölbungen des Säulenganges sind noch Gestalten von Göttern, Göttinnen oder von Kaisern zu sehen, welche die Sarazenen mit Kugeln durchlöcherten und

halb zerstörten. Die dadurch ins Wanken gebrachte Säulenhalle, die beständig einzustürzen droht, muß ein seltenes Wunderwerk gewesen sein. Sie ist zwölf bis fünfzehn Meter hoch und wird umrahmt von einer Menge prachtvoll geschnitzter Blätter, Schnörkel und Gewinde, die von geflügelten Genien oder orientalischen Ablern gehalten sind . . . und der ganze Tempeltorso stimmt noch heute, trotz seiner grenzenlosen Verwahrlosung zu tiefer Andacht und ruft den Hing zu geheimnisvollem Nachsinnen wach

Unsere nach Glaube und Hoffnung dürstenden modernen Seelen beschleicht übrigens eine gewisse Unruhe bei dem Gedanken, daß dieser Chimäre von Gott — dessen Name allein uns heute ein Lächeln abzwingt — zu seiner Zeit solch feierliche, großartige Bethäuser errichtet wurden, welchen noch mehr als unseren Kirchen ein unbestimmter, religiöser Schauer entströmt: nur Täuschung, entschieden nur Täuschung!

*

*

*

Höher noch und in noch übermenschlichere, ungewöhnlichere Verhältnisse ragte der andere der Sonnentempel empor, dessen verlassene Säulen nur noch aus einigen Friesbruchstücken bestehen und nur aus weiter Ferne sichtbar sind: aus der Ebene, von den Bergen, von den Wüsten ringsum. Wahrscheinlich stürzen auch sie bald zusammen, da sie schon am Fuße geborsten und zerstört sind. — Der ungefähr dreihundert Meter große Raum, den der Tempel einnahm, ist der ruinenhafteste unter allen. Trümmer von jeglicher Art: Säulenstummel, Monolithen von zwei Meter im Durchmesser bei sechs bis acht Meter Höhe liegen hier unter den zerbröckelsten Steinen nach allen Richtungen in größter Verwirrung, und es ist uns, als ob wir in einem Riesental nach irgend einem großen, alles verheerenden Orkane wanderten.

Am Ausgang erhebt sich die cyclopische Mauer, deren Alter nicht zu bestimmen ist, unerklärlich bleibt auch die großartige Ausführung des Baues selbst, zu welchem behauene Steine von zwanzig Metern Länge übereinander geschichtet sind und die wie Türme aufgerichtet in die Höhe ragten. —

Es war ein Traum der alten verschwundenen Völker, solch riesige Ringmauern zu errichten, die je nach Ort und Zeit Temenos oder Harams genannt wurden — es ist, als ob sie ihre Götter hier festhalten und einschließen wollten, um ein unveränderliches Centrum des Vaterlandes zu gründen. Diese Mauern sind eine der ältesten und größten Beweise ihres Strebens nach Berewigung. — Fast alle bestehen noch nach tausenden von Jahren nach der Vernichtung oder Umgestaltung der Rassen. Ihr alter Boden wechselte jedoch so oft seine Götter und Herrscher, daß man sich nicht mehr ihrer kindischen, rauhen Namen, für deren Bewahrung die Mauern Sorge tragen sollten, erinnern kann.

Es finden sich Spuren aus allen Zeitaltern in der unermesslichen Akropolis: die Ruinen einer christlichen Basilika, welche gleich in den ersten Jahrhunderten errichtet wurde, um diese Baalshöhle zu reinigen; ferner Ueberbleibsel einer Feste des Mittelalters, in deren Thüren die Sarazenen mit bewunderungswürdiger Geduld ihre feinen, unveränderlichen Ornamente meißelten.

Die Mauern, die Bildhauerwerke, alles ist mit Namen von Besuchern aus allen Zeiten und von allen Nationen übersät, auf den Atlantesblättern, auf den um die Blumengehänge geschlungenen Bändern, auf den Schuppen der Schlangen, die sich um die Medusenhäupter winden, sind europäische und asiatische Namenszüge eingeschnitten. Wir entdecken hier dicht beisammen die Namen der französischen Offiziere, welche im Jahre 1860 zur Zeit der Mezeleien nach Damaskus gesandt wurden, wie an der Hinterwand des Jupitertempels die des Kaisers Don Pedro von Mcantara neben den Initialen und der Krone des Großfürsten Nikolaus von Rußland.

Auffallend ist die Beharrlichkeit, mit welcher die Fanatiker, sowohl Christen als Muselmänner, einst diese unvergleichlichen Tempel beschädigten und zerstörten — und als ob sie durchaus vernichtet sein sollten, haben sich auch die von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmenden Erdbeben mit Wut daran gemacht, alles zu zerrütten und in einer Sekunde ganze Reihen mächtiger Säulen umzuwerfen, welche eine über die andere mit gewaltigem Getöse stürzen mußten.

Angefihts des heutigen Chaos wird man sich der nie wieder gut zu machenden Verheerung bewußt: Alle die heutigen Erbauer unserer Kirchen und Paläste würden sich hier gleich machtlosen Ameisen vergebens abmühen — die gefallenen, zusammengestürzten Blöcke werden sich nie wieder erheben.

Unter dem schwarzen Himmel überrascht uns frühzeitig der Abend. Das zwischen den Säulen hervorleuchtende Weiß des Schnees wirkt schauerlich in der finsternen Umgebung. Der Beduinenhirt, der soeben wie ein Pygmäe auf den hohen korinthischen Friesen herumspazierte, versammelt unter Flötenspiel seine Ziegen, und nachdem sie fortgezogen, tritt die allabendliche Stille in den Ruinen ein.

Auch in Judäa standen überall große, stumme Ruinen, aber meistens weckten sie Erinnerungen aus der Bibel oder dem Leben Jesu wach. In Jerusalem mit seiner Vergangenheit voller Stürme, von welchen jeder Stein zu erzählen wußte, nahm Christus fast immer den ersten Platz ein; ja selbst unter Fanatismus, Irrtum und Götzendienst war er bei jedem Schritt zu finden; und

daß wir ihn dort mit der vergangenen Zeit so eng verwoben sehen, befestigt vielleicht unbewußt die uns von den Vorfahren überlieferte süße Täuschung von einem von ihm ausgehenden sicheren Schutze.

Die große, inbrünstige Anbetung und Verehrung dieser Götter, die ihm um eine unberechenbare Zahl von Jahrhunderten vorausgegangen waren, bestätigt sich hier und wird gleichsam greifbar, und der Geist fragt beunruhigt nach dem Warum dieses groben Herumtastens der Urfänge, dieser Vergeblichkeit der ursprünglichen Religionen, dieser Nichtigkeit der alten Gebete; und so schließt der Cyklus unserer Pilgerfahrt trotz der Herrlichkeit der Stadt Baals mit einem düsteren Bilde.

XVI.

Mittwoch, 2. Mai.

Der Wind fauste die ganze Nacht, eisig kalt wehte er von den weißen Höhen herab.

Bei unserm Erwachen ist die rein gefegte Luft vollständig klar; der Schnee blinkt strahlend,

und wie eine schlanke Herrscherin und Königin ragt dort unten die Säulenreihe des Sonnentempels über das neue, frische Grün der Pappeln, über den Jupiter-Tempel und die großen Ruinen empor; sehr hoch und glänzend unter den Strahlen des jungen Morgens hebt sie sich vom schneeigen Libanon ab.

Da wir etwas abseits lagern, sehen wir kaum das heutige, unbedeutende Baalbeck, das fast liliputanisch neben den Ueberbleibseln der großen Stadt Baals steht. An unsern Zelten, die wieder einmal beim frühen Aufbruch zusammengelegt werden, kommt alles, was ins Feld zieht, vorüber: alle von Hirten geführten Tiere, Myriaden schwarzer Ziegen, junge Esel, Kameelstuten mit ihren Füllen — und hier neben den Trümmern einer heidnischen Vergangenheit von undenkbarer Pracht scheint das heutige Leben dieser Morgenstunde recht bescheiden und unbedeutend . . . die verstümmelten traurigen Säulen, die so viele Sonnenaufgänge erlebten, so viele neue Morgen anbrechen sahen, sehen noch den heutigen. . . .

*

*

*

Stundenlang wandern wir auf der glatten, ebenen Straße, die unseren nur an schlimme Pfade gewohnten Pferden als etwas überraschendes vorkommen muß, in ungeheuern baumlosen Ebenen, die theils mit Gerste bewachsen, theils mit Steinen übersät sind, zwischen zwei gleichlaufenden Bergketten, rechts der Libanon, links der Anti-libanon, beide mit Schnee bedeckt. Rauher, kalter Wind peitscht uns unbarmherzig; — Schnee und abermals Schnee von allen Seiten; — und am Fuße der Berge breiten sich andere, fast ebenso weiße Marmorierungen, ganze Felder von Gänseblümchen aus. Nach den großen, bald aus unsern Blicken verschwundenen Ruinen sehen wir am Rand eines Feldes einen sonderbaren, kleinen heidnischen Tempel, — sechs- eckig mit Granit- und Porphyrsäulen. — Bald aber erinnert nichts mehr an diese Vergangenheit. Wir dringen immer tiefer in ein modernes, christliches Syrien ein, begegnen Reitern, sogar Wagen und maronitischen unterschleierten, meist sehr schönen Bäuerinnen.

*

*

*

Um zwölf Uhr halten wir Rast am Eingang eines einsam gelegenen Dorfes, es ist eines dieser „Khans“, halb Magazin, halb Herberge, die den Reisenden Unterkunft für den Tag, Margilehs und Kaffee bieten. Von der Sonne beschienen und geschützt vor dem eisigen Schneewinde, nehmen wir unter einem weiß getünchten Schuppen am Rand der Straße, welche die Karawanen benutzen, unser Mahl, umgeben von Hunden, Kindern, Katzen, Hühnern ein. Eine junge, unverschleierte Christin bedient uns. Draußen bei dem starken, rauhen Winde konnte man sich in den Winter versetzt glauben, und hier unter sonnendurchwärmtem Obdach sitzen wir behaglich und lassen die Karawanen in der großen, kahlen Ebene an uns vorüberziehen. — Unser Wiederaufbrechen zerstört unsere Stimmung und berührt uns fast wehmütig. Ich weiß nicht genau, was uns im weißen, sonnenbeschienenen Schuppen zurückhält? — Nicht nur die physische Furcht vor dem eisigen Winde, den wir bis zum Abend durchschneiden mußten, sondern auch der Gedanke, daß es einer unserer letzten Märsche des freien Nomadenlebens ist, und daß alles nun zu Ende geht.

Am Abend erreichen wir die bei Shtora noch belebtere Straße nach Beirut, welche von Damaskus kommt; und nun ist es vorbei mit dem Orient: eine beliebige Gegend, alltägliche Häuser, Telegraphendrähte längs einer von Pappeln umsäumten und von Wagen befahrenen Straße. Wir lagern über Nacht am Fuß der hohen, uns noch vom Mittelmeer trennenden Kette des Libanon im Dunkel einer schauerlichen Schlucht nahe bei einem ruinenhaften Khan, in Gesellschaft von etwa zwanzig aus Bagdad kommenden Kameelen und Kameeltreibern mit verdächtigem Aussehen. Dichte, schwarzgraue Wolken ziehen gleich schweren, greifbaren Dingen von den Höhen herab, als ob sie über die Abhänge der Berge rollten und langsam sich über uns ergöffen.

XVII.

Donnerstag, 3. Mai.

Die ganze Nacht störender, von entfesseltem Sturme gejagter Regen. Bei grauem, traurigem Tagesanfang unter fortwährenden Güssen

brechen wir auf, zwei Stunden nach unsern Nachbarn, den Kameeltreibern. — Zu unserm Einzug in Bagdad ziehen wir europäische Tracht an, so erscheinen wir düster gleich dem Occident, dem wir uns nähern, und ebenso langweilig und unfreundlich wie das Wetter des heutigen Tages. Ueber endlose Windungen müssen wir auf dem Libanon bis zu Wolken und Schnee in dichtem Nebel, in eisigem Dunkel steigen. Unter fort-dauernden Regengüssen begegnen wir Karawanen, Wagen, in langen Reihen, mit Maultieren bespannten Karren; das ganze Land ist infolge der Eisenbahnarbeiten auf scheußliche Weise aufgewühlt. Ueberall gähnen im Fels Tunnelleinfahrten; überall rauchen Maschinen, überall liegen aufgehäuft Eisenschienen, Schutt von Steinen und nasse Erde.

Geschmolzener Schnee, der bald unsere Kleider durchnäßt, erstarrt uns die Glieder, und besonders die Hände schmerzen empfindlich.

Oben in der Nähe des Gipfels sind die Wolken so dicht, daß wir nichts mehr sehen, und wenn sie sich auf Momente zerteilen, erblicken wir schwarze Abgründe zu unsern Füßen.

Endlich sind wir ganz oben, und während eines hellen Strichs am Himmel können wir

in einer plötzlichen Aufhellung des Horizonts das ganze Land überschauen: die Küste Syriens, das mittelländische Meer, das gleich einem unbestimmten, grünen Himmel gegen den andern, den wirklichen, in diesem Augenblick so unruhig düstern Himmel aufsteigt.

Jetzt geht es auf dem andern Abhange des Libanon abwärts; der Regen hört auf; die Risse in den Wolken erweitern sich und werden klarer. — Die Luft wird milder, unsere Hände schmerzen nicht mehr, und von Zeit zu Zeit blinkt ein Sonnenstrahl, um uns zu trocknen. Stufenweise werden wir von physischer Pein befreit und enteilen der Nacht und Kälte.

Eine unendliche, allmählich sonnigere Welt entrollt sich vor uns, die dichten Wolken sind gegen die soeben verlassenen Höhen verjagt, fallen rückwärts und verschwinden. Wir sehen die unteren Regionen in noch etwas unregelmäßiger Perspektive, als ob die Hügel gegen die Erde plattgedrückt seien und das blau gewordene Meer zu hoch in der Luft schwebte. Die kleineren, von Fichtenwäldungen bedeckten, vom Regen ausgewaschenen Hügel scheinen von intensivem Grün. — Auch Beirut zeigt sich bald

sehr schön aus sehr weiter Ferne. Myriaden weißer oder rosafarbener Häuser auf einer sich ins Meeresblau erstreckenden Landspitze, kurz, nach und nach finden wir nach dem düstern Grau in Grau den Farbenglanz des Orients mit seinem ganzen Zauber wieder.

Wir holen die Karawanen der Leute aus Bagdad, unsere Nachbarn der letzten Nacht, ein. Einer der Kameeltreiber, der einen Augenblick neben mir hergeht, hatte noch nie seine Wüste verlassen und ist voller Entzücken beim Anblick der fernen Stadt, des grünen Waldes, besonders aber der blauen, nicht endenwollenden Fläche: des mittelländischen Meeres.

„Wie lang wird es noch dauern, bis wir dorthin kommen?“ fragt er.

„Drei Stunden für uns mit unsern Pferden, vier bis fünf für euch, beim langsamen Gang der Kameele.“

In seinen verwunderten Blicken ist die Ungeduld zu lesen, diese Wasser- und Baumgegend, — in seinen Augen ein irdisches Paradies — zu erreichen.

Zwölf Uhr. Wir sind mehr denn tausend Meter abwärts gestiegen, und es ist Zeit,

Mittagsrast zu halten. Jetzt ist die Luft warm und herrlich klar; heitere Sonnenstrahlen trocknen vollends unsere Kleider und das Sattelzeug unserer Pferde.

Vor der Thüre eines einsamen, kleinen Khans lassen wir unter weißem Bogengang mit herrlichem Ausblick einen Tisch decken und unser letztes Nomadenmahl auftragen. Hügel, Wald, Dörfer breiten sich vor unsern Augen aus und die von weißem Schaum eingefasste syrische Küste verliert sich in klarer Ferne.

Auf dem Mittelmeer, Beirut gegenüber, schwimmen Gegenstände, die von hoch oben betrachtet wie Scharen kleiner grauer Fische aussehen; es sind europäische Geschwader und Schnelldampfer, — eiserne Besucher, die mit jedem Tage zahlreicher erscheinen, um den alten Orient in die große Culturgemeinschaft aufzunehmen.

Wir ziehen ungebührlich lang die Stunde des Margilehs hinaus, da wir keine Eile haben, zu Pferd zu steigen, um dort unten im alltäglichen Beirut umherzuwandeln.

Trotzdem wir uns körperlich äußerst wohl befinden, trotz der milden, herrlichen Luft, der prachtvollen Farben des Hori-

zonts und der wohlthätigen, erwärmenden Strahlen des alten Baal beschleicht uns allmählich eine tiefe Wehmut bei unserer letzten, kurzen Rast im Gebirge. —

Wir sind am Ende der vergeblichen, unnützen Reise — am Ende der Jagd nach Traumbildern durch ein Land, das gleichfalls zu Ende geht, und zwar zum großen Ende, ohne Erwachen. Bei unserer Abreise hieß es wohl: Jerusalem — Galiläa! . . . Christus ist dort nicht mehr zu finden! . . . Und in der That, in dem ganzen heiligen Lande sahen wir kaum etwas anderes als Entweihung, Leere und Tod. Ueberdies wird diese Wiege der Welt bald so sehr verändert und zerstört sein, daß unsere Söhne niemals werden begreifen können, welch geheimnisvolle, wehmütige Wonne von ihr ausgegangen ist. Das arabische Volk, das sie uns so viele Jahrhunderte unter feindseligem Soche in starrer Unbeweglichkeit erhalten hat, — dieses träumerische arabische Volk geht selbst mit raschen Schritten unter den verderblichen, auflösenden Einwirkungen des Occidents seinem Untergang entgegen.

Wir verfolgen mit den Blicken die sich der entfernt liegenden Stadt langsam nähernde Karawane; sie liegt noch tief unter unsern Füßen . . . doch jetzt erscheint sie umgeben von herrlich grünen Fichtenwäldern. Ueberall beleben sich mehr und mehr alle Farben, und die weitesten Fernen werden klarer und bestimmter. Alle auf dem Hügel zerstreut liegenden Dörfer des Libanon haben eine rosige Färbung, das ruhig gewordene Meer hat sein tiefstes Blau der schönen Tage, gleich dem der Basursteine, angenommen.

Die Nargilehs gehen aus und der wohlriechende Rauch vermischt sich mit dem Duft der Pflanzen. —

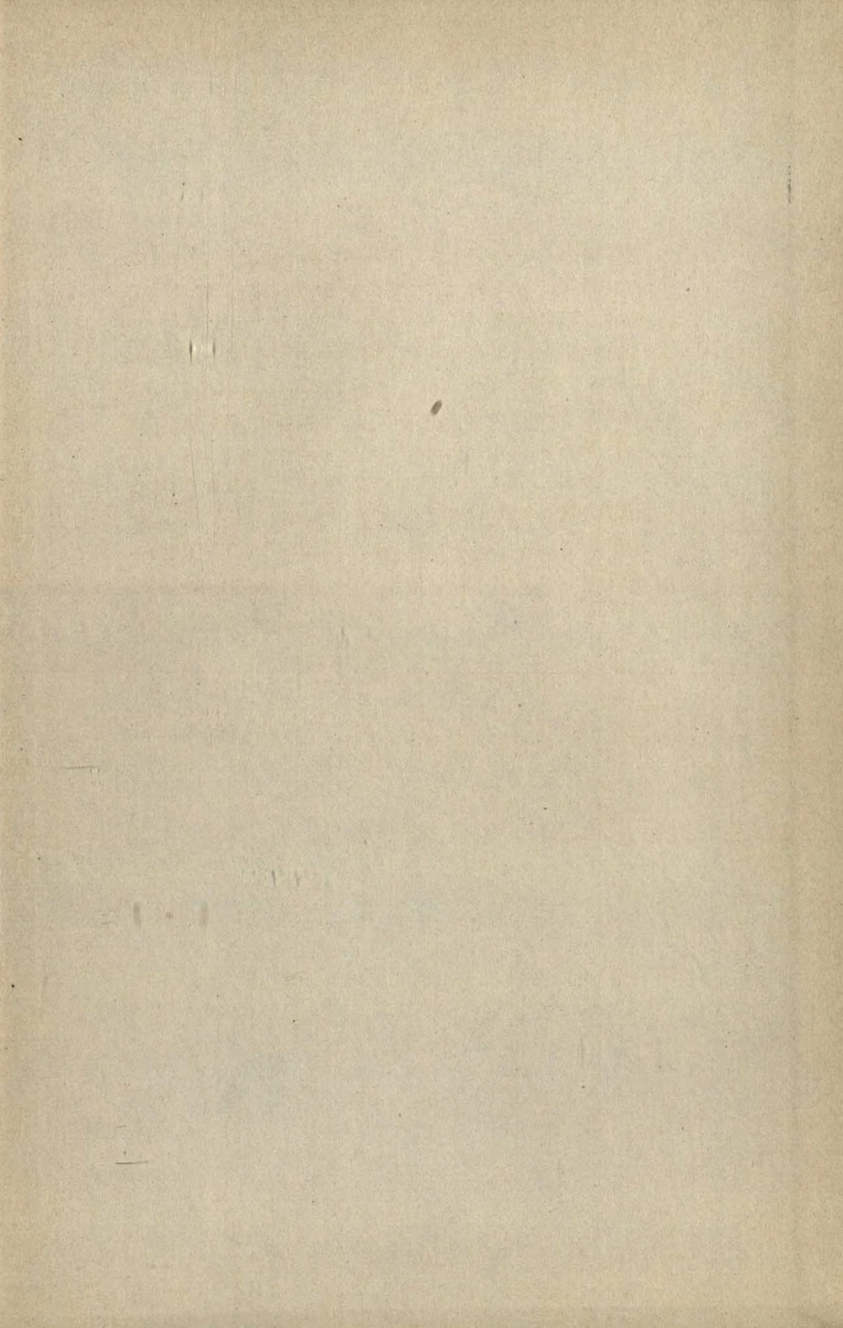
Unsere Pilgersfahrt ohne Hoffnung, ohne Glaube nimmt also heute Abend ihr Ende, und nach dem vielleicht kindischen Versuch, in die von den Menschen vergessene Vergangenheit einzudringen, müssen wir allmählich in die Strömung des Lebens wieder eintreten. Es will uns dünken, als ob es mit noch größerem Ueberdruß, mit noch entschiedenerer Entmutigung geschehen müsse, und daß es den kleinen, neuen Trugbildern, den zeitvertreibenden Tageser-

eignissen und der Kunst unserer von der Kultur belebten Städte nur schwer gelingen werde, dies alles vergessen zu machen. Das Gefühl, daß sich alles mehr denn je im Wanken befindet, daß die Götter erschlagen sind, Christus gestorben ist und nichts unsern Abgrund beleuchten werde, hat sich mehr denn je in uns bestärkt.

Für viele sehen wir einer schauerlichen Zukunft entgegen; wenn einst die hohen, himmlischen Träume entflohen sind, werden dunkle Zeiten beginnen und die Unglückseligen werden nicht einmal mehr wissen, was beten heißt.

Ende.





11861

